

Eyjafjallajökull

oder Das Haus, in dem die Schatten der Vergangenheit wohnen

1

Für Theo Oesch war es ein doppeltes Schnapszahljahr: er wurde in diesem Jahr, mit Jahrgang 55, 55 Jahre alt. Nicht, dass das etwas anderes bedeutet hätte, als dass er langsam alt wurde, wobei dieser Prozess ja auch nichts gewesen wäre, das nicht schon immer abgelaufen war. Aber es war immerhin ein Anhaltspunkt, an dem sich sein schwächer werdendes Gedächtnis in diesem immer schneller dahin fliessenden Zeitstrom festhalten konnte.

Es war im April jenes Jahres, in dem der Ausbruch eines isländischen Vulkans mit einem für alle ausser Isländern unaussprechbaren und unmerklichen Namen den Flugverkehr in einem Grossteil Europas (und mithin der ganzen Welt) für Tage lahm legte. Es war nicht das beste Jahr für Oesch; er hatte soeben seine Arbeitsstelle verloren, welche 21 Jahre lang seinen Alltag geprägt und ihm ein trügerisches Sicherheitsgefühl gegeben hatte. Ausserdem begannen sich die Folgen seines jahrzehntelangen, unauffälligen Alkoholismus gesundheitlich bemerkbar zu machen. Seine Leber schmerzte manchmal, sein Herz zwickte und zwackte und sein Atem wurde kurz. Ganz allgemein litt er unter einem gewissen Lebensüberdruß und unter einer nicht nur, aber auch selbst verschuldeten Perspektivlosigkeit, was alles mit seinem nicht mehr zu verdrängenden Gefühl der eigenen Endlichkeit und Begrenztheit zusammenhing. Seine Leber war also, bildlich gesprochen, nicht nur vergrössert und verfettet, sondern er litt auch an dem, was man früher als «schwarze Leber» bezeichnet und was als Kennzeichen einer wohl keineswegs grundlosen, aber allumfassenden und deshalb schlecht zuzuordnenden Melancholie gegolten hatte.

Sein indonesischer Lebenspartner, mit dem er seit einiger Zeit aber eher wie mit einem Familienmitglied – etwa einem jüngeren Bruder oder einem Sohn – als wie mit einem Liebhaber zusammenlebte, erklärte ihm auf einem Spaziergang Mitte Mai, dass er sich nichts sehnlicher wünsche, als mit ihm, Theo Oesch, zusammen möglichst alt zu werden und dass man sich gegenseitig unterstütze bis zum bitteren Ende. Oesch hörte solches zwar nicht zum ersten Mal, aber trotzdem immer wieder mit gemischten Gefühlen. Es war kalt und regnerisch in diesem Mai nach dem Ausbruch des isländischen Vulkans mit dem unaussprechlichen Namen – dafür sollte dann der Juli umso heisser werden –, und der Spaziergang führte sie wie schon so oft von ihrem neuen Wohnort in Zürich Affoltern in einer Neubausiedlung ganz am Rand der Stadt, die sich zwar zwischen Bahnlinie und Autobahn klemmte, aber immerhin in unmittelbarer Nähe des Naturschutzgebietes «Katzensee» lag, über die Hügelkette zwischen Furt- und Limmattal nach Weiningen oder Oetwil an der Limmat. Dass die Gefühle gemischt waren, wenn er vom Wunsch seines langjährigen Gefährten hörte, mit ihm zusammen möglichst alt zu werden, lag daran, dass Oesch sich bei dem Gedanken ertappte, dass wohl vor allem er, Oesch, die Last dieses gemeinsamen Älterwerdens tragen müsse, und dass er sich dieses Gedankens – und der Hässlichkeit dieses Gedankens – auch sofort mit Scham bewusst war.

Etwa ein Jahr früher, als Oesch noch beim Jugendhilfswerk beschäftigt war, bezeichnete oder vielmehr beschimpfte ihn sein damaliger Chef an einer Jahresretraite im nebligen und winterkalten appenzellischen Heiden als «Althippie», «Ungar» (was immer er damit meinte: vielleicht dass er in Oeschs Charakter bei aller Freundlichkeit und kugelrunden Jovialität etwas Zigeunerhaftes, Unkonventionelles, Unberechenbares, gar Ungezähmtes witterte) und, was für ihn offenbar auf das gleiche hinauslief, als «Versager» oder zumindest als potenziellen Versager. Womit er ja nicht unrecht hatte. Oesch war bei aller Intelligenz nicht gerade der erfolgsverwöhnte Gewinnertyp. Der Chef von Oesch, gleichzeitig Finanzchef des

Jugendhilfswerks, dem Oesch's Abteilung seit Kurzem – und wie sich bald heraus stelle, auch nur noch für kurze Zeit – angegliedert war, war schon etwas alkoholisiert. Er liess keinen Zweifel daran, dass er, obwohl offiziell nicht CEO oder Vorsitzender der Geschäftsleitung, der eigentliche Chef des Hilfswerks sei und er den Laden am Liebsten in diktatorischer Alleinherrschaft schmeissen würde, denn das, nahm er den Mund voll, wäre der kürzeste, ja der einzige Weg zum Erfolg des Jugendhilfswerks – und damit natürlich auch zu seinem eigenen und zum Erfolg aller, die ihm, dem Finanzchef, treu ergeben waren. Wenig später, als Oesch sein zwanzigstes Dienstjubiläum feierte, wurde er von eben demselben Chef zum Mittagessen in die «Wirtschaft zum Doktorhaus», einem Gourmetrestaurant in der Agglomeration, eingeladen. Der Chef war ein Gourmet und ein Weinkenner, für den nur das Beste gut genug war. Deshalb liess er es sich nicht nehmen, Oesch und damit sich selbst auf Spesenrechnung etwas zu verwöhnen. Das Essen war gut und die Weine flossen reichlich, und je mehr der Nachmittag voranschritt, desto persönlicher wurden die Fragen des Chefs. Er habe gehört, meinte er, dass Oesch mit einer indonesischen Partnerin zusammenlebe, und wollte nun wissen, wie das denn so sei. Nicht mit einer Partnerin, sagte Oesch, mit einem Partner. Ach so, das macht gar nichts, meinte der Chef nach kurzem, überraschtem Schweigen mit vom Wein und von Verlegenheit gerötetem Gesicht. Und dann blühte er richtig auf. Er sei sexuell durchaus für Experimente. Er sei offen, er probiere alles aus. Er und seine Partnerin würden Swingerclubs besuchen. Er und seine Partnerin würden SM-Spiele ausprobieren (etwas, das sich Oesch so gar nicht vorstellen konnte, als er die etwas hausmütterliche Partnerin des Chefs, der selbst der biedereren Comicfigur des «Papa Moll» glich, wenig später zu Gesicht bekam, zudem hatte er ihn manchmal auf gemeinsamen Geschäftsreisen am Telefon in den höchsten Tönen mit seinem Schatz Süssholz raspeln hören). Eben, man sei offen. Und er, Oesch, sei das mit seiner besonderen Anlage ja wohl auch. Überhaupt sei er, der Chef, im Grunde ein verwegener Abenteurer, für den das Leben ein Spiel sei, und dann begann er seinen Hang zum Abenteurertum mit Beispielen auszuschmücken. Da wusste Oesch, der wesentlich weniger getrunken hatte als sein Chef, dass er verloren war, zumindest was die Protektion durch diesen Chef anging. Er verstand, dass der biedere, bünzlige Chef selbst gern ein anderer gewesen wäre, vielleicht sogar ein Althippie, dass er das aber in nüchternem Zustand niemals zugeben und deshalb verächtlich machen musste. Und richtig, wenig später wurde Oesch dem Kommunikationschef unterstellt, der seinerseits als «Stabsstelle» direkt dem Direktor zugeordnet war, und erhielt nur wenige Monate später seine Kündigung. Aber das ist eine andere Geschichte. Oder vielmehr ein anderes Kapitel dieser Geschichte.

«Ich weiss, dass ich nichts weiss», denkt Theophil Oesch, aber diese Einsicht erfüllt ihn nicht mit Befriedigung oder gar Stolz, wie es bei Sokrates der Fall gewesen sein mag, sondern eher mit einer Art stiller Verzweiflung. Es ist eine Einsicht unter umgekehrten Vorzeichen: gewissermassen die pessimistische Variante. Während bei Sokrates der Akzent auf dem Wissen des Nichtwissens gelegen haben mag, steht bei Oesch ganz eindeutig das Nichtwissen des Wissens im Vordergrund. Oesch ist ein Agnostiker, auch wenn er sich selbst nie als einen solchen bezeichnen würde, denn dann trüge er ja den Agnostizismus wie ein Schild als Glaubensbekenntnis vor sich her. Sein Agnostizismus ist aber kein Glaubensbekenntnis, sondern eine Not. Er würde ja gern glauben, ja, er schaut voller Neid auf die Gläubigen; oder würde voller Neid auf sie schauen, wenn er sie nicht insgeheim der Schauspielerei, der Falschspielerei oder des Selbstbetrugs bezichtigte. Seines Nichtwissens ist Oesch sich nicht auf grossartige Weise wie eines tragischen Versagens bewusst, dieses Nichtwissen ist vielmehr Ausdruck seiner Mittelmässigkeit. Oesch ahnt, dass es ganz ohne Bedeutung ist, ob er etwas weiss oder nicht weiss und gegebenenfalls welcher Natur dieses Wissen ist, er ahnt, dass dies letztlich scheissegal ist, dass es die anderen nicht interessiert und dass es auch ihn

selbst je länger desto weniger interessiert. Insofern kann man natürlich schon sagen, dass das Alter ihn milder stimmt; es ist aber keine lächelnde Milde, sondern eher eine fröstelige.

2

Die Gespräche drehten sich – ein gutes Jahr später – um Religion und Philosophie. Die Frage war, ob es sich um einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen den beiden Sparten handle oder ob die beiden Gebiete nicht doch sehr viel miteinander zu tun hätten und sogar ineinander übergehen würden. Oesch war unbedingt dieser Meinung; schliesslich gehe es bei beidem um Sinn und Sinnfindung, um Weltdeutung, wenn nicht um Welterklärung. Koch, nicht der Kardinal, auch nicht der Gastronom, sondern der Buchhalter, hielt dagegen, dass sich Philosophie eher im Kopf abspiele, während das Terrain der Religion doch das Herz oder die Seele sei. Dass die Gedanken im Kopf angesiedelt seien, werde wohl auch er, Oesch, nicht bestreiten; und Gedanken seien nun mal der Rohstoff von philosophischen Lehrgebäuden und Theorien, während man von religiösen Gefühlen spreche. Religion sei eine Sache des Glaubens und Philosophie eine solche des Wissens. Gewiss, entgegnete Oesch und nahm noch einen Schluck Rotwein, von einem Valpolicella, der hervorragend schmeckte, aber es gebe doch auch die philosophische Spekulation, und wo denn überhaupt das Herz und die Seele lokalisierbar seien beim Menschen, im Bauch etwa, wie manche Asiaten behaupten, oder nicht doch eher auch im Kopf, als Resultat des Zusammenspiels von chemischen Prozessen, wie die Wissenschaft es proklamiere? Man müsse, mischte sich da Erwin Affentranger ein, der pensionierte Fernsehmann, der jetzt als sachkundiger Reiseleiter für interreligiöse Trips tätig war, zwischen Religion als Theologie und Religion als Spiritualität unterscheiden. Religion als theologisches Lehrgebäude sei insofern mit der Philosophie verwandt, als es sich bei beiden um eine primär intellektbasierte Beschäftigung mit den letzten Dingen handle, wobei die Theologie eher auf Offenbarungen, also auf externen Quellen, basiere, und die Philosophie sich eher nach der Decke der Logik, mithin einer sozusagen internen Quelle, strecke. Wenn man jedoch Religion eher als spirituelle Sinnsuche verstehe, treffe sie sich mit der Philosophie darin, dass sich beide an Erfahrungen messen, wenn auch unterschiedlicher Art.

Oesch sagte: «Der Ausdruck ‹Shit happens› – ist das eher eine religiöse oder eher eine philosophische Aussage?» Koch lachte: «Da man ‹ach du heilige Scheisse› sagt, wohl eher eine religiöse. Der Atheist als eine Unterart des Religiösen würde behaupten: Scheisse gibt es nicht! Der Protestant hingegen: Es gäbe keine Scheisse, würde ich härter arbeiten. Leichter macht es sich der Katholik: Gibt es Scheisse, so habe ich sie verdient. Der Jude hingegen würde sich die Haare raufen und ausrufen: Warum geschieht die Scheisse immer uns? Und der Moslem sich in alles schicken: Scheisse gibt es, weil es Allah gibt und Allah gross und allmächtig ist.» – «Das ist tatsächlich alles nicht philosophisch gedacht. Der Philosoph würde erstens fragen: Gibt es die Scheisse überhaupt? Und wenn ja, wo kommt sie her? Und wenn ja, warum?» Affentranger wandte ein, man dürfe den Osten nicht vergessen: «Der Hinduist: Scheisse gebiert Scheisse, das ist nun mal Karma. Der Taoist, eher gelassen als fatalistisch: Scheisse ist stärker als das stabilste Klosett. Während der Buddhist beinahe mit dem Atheisten einig geht und ebenfalls meint, dass es Scheisse eigentlich gar nicht gibt – weil sowieso alles Illusion ist. Also kein Grund zur Aufregung, da mag noch soviel Shit happens. Und der Zenbuddhist meditiert über den Klang, der ertönt, bevor die Scheisse ins Klo plumpst, und geht ins Nirvana ein. Viele Antworten, eine so wahr wie die andere, und alle führen irgendwie letztlich zum gleichen Resultat.» – «Die praktische Vernunft, sei sie nun die eines Schweizers oder eines Amerikaners oder sogar eines modernen Chinesen, würde hingegen ganz anders an das Problem herangehen: Wir haben Scheisse – machen wir daraus Geld!» – «Das ist jetzt aber weder religiös noch philosophisch gedacht, sondern ökonomisch!»

«Um hier nun mal von der Scheisse wegzukommen», sagte Affentranger streng, «die eigentliche Nagelprobe des Religiösen ist wohl doch immer noch das Göttliche, wenn ich bitten darf. Obwohl ich natürlich weiss, dass der Buddhismus ohne Gottesbegriff auskommt. Aber der Buddhismus ist ja auch eher eine Philosophie als eine Religion.» – «Sicher ist jedenfalls, dass das Göttliche definitiv nichts in der Philosophie verloren hat. Was soll die Philosophie schon mit Gott anfangen? Seine Existenz lässt sich nicht beweisen, seine Nichtexistenz aber auch nicht», wagte Oesch einzuwerfen. «Wobei die Religion mit Gott im Grunde genommen ebenfalls in die Bredouille gerät. Was ist Gott? Ein strenger, aber gerechter alter Über-Mann mit wallendem Bart, der seine Geschöpfe zwar manchmal züchtigt, aber im Grunde seines göttlichen Herzens eben doch liebt, es mithin nur gut mit ihnen meint? Ein solcher Gott gehört wohl eher in einen Kinderglauben, selig und beneidenswert, wer ihn teilen mag, aber auch etwas arm im Geist. Nun behaupten zwar viele Religionen völlig zu Recht, dass man sich von Gott kein Bild machen soll, denn er sei das Absolute, absolut nicht Vorstellbare. Logisch, dass man sich einen ernst zu nehmenden Gott nicht vorzustellen vermag, sonst wäre er ja nur ein Göttlein oder allenfalls einer unter einer Vielzahl von so genannten Gottheiten, aber sicher nicht der letzte Grund. Und hier wird es etwas windig – was bringt es mir, an einen Gott zu glauben, den ich mir nicht vorstellen kann? Ich weiss, hier kommen die heiligen Bücher ins Spiel, doch die scheinen mir ein allzu offensichtlich fadenscheiniger Versuch zu sein, dieses Dilemma zu lösen. Entweder ist Gott glaubwürdig, das heisst allmächtig, dann nützt er uns nichts, weil wir uns unter dem Absoluten nichts vorstellen können, oder er ist eine Art Übermensch, aber dann ist er unvollkommen und von mündigen Menschen nicht ernst zu nehmen.» – «Um es mit einem Wort zu sagen: Da ist die Kacke mächtig am dampfen. Womit wir wieder bei der Scheisse wären. Nein, nein, Religionen scheinen mir ein nur allzu menschliches Geschäft!»

«Wenn wir Gutes tun, verändern wir die Welt; wenn wir Schlechtes tun, verändern wir sie ebenfalls. Das ist Karma. Nicht im Sinn einer individuellen Vergeltung, sondern im Sinn einer Wirkung auf das Ganze. Wir haben vergessen, dass wir Teil eines Ganzen sind; wir haben vergessen, dass Vereinzelung, Individualität eine Illusion sind.» So Affentranger. «Wir meinen, die Zeit laufe in eine bestimmte Richtung. Auch das ist eine Illusion. Die Zeit bewegt sich wie das Wasser in einer Waschmaschine in alle Richtungen. Wir haben verlernt, dies wahrzunehmen.» So Oesch. «Ursache und Wirkung sind eine in sich verknotete Einheit – wie der berühmte Hund, der sich in den Schwanz beisst. Kennen Sie das Yin-Yang-Symbol der Chinesen? Zwar sprechen wir hier oberflächlich von der gegenseitigen Durchdringung des weiblichen und des männlichen Prinzips – es geht aber um die Natur jeglicher Dualität, die wir fälschlicherweise als Gegensätzlichkeit wahrnehmen. Es ist das schöpferische Prinzip, das wir nicht erkennen.» So Koch. «Der Tod erscheint uns furchtbar, weil wir ihn als ein Ende sehen, als das Ende unserer Persönlichkeit. Aber eine solche Persönlichkeit existiert nicht, sie hat nie existiert. Am Schluss spielt es keine Rolle, ob wir den Ozean sehen oder eine unendliche Anzahl von Wassertropfen.» So Affentranger.

3

Oesch wacht eines Morgens auf – es ist ein Tag wie jeder andere. Könnte man meinen. Er setzt Wasser für den Capuccino auf, geht ins Bad, duscht, rasiert sich, steckt Toastscheiben in den Toaster, stellt den Käse und den Aufschnitt auf den Tisch, setzt sich mit einem Buch an den Frühstückstisch, beginnt zu essen, zu lesen, zu trinken. Aluk, sein Partner, schläft noch, wie immer. Denkt Oesch. Dann fällt ihm aber doch etwas Ungewohntes auf, eine überraschende Ruhe. In der Wohnung ist es zwar immer relativ ruhig, die Fenster isolieren gut, aber so ruhig denn doch nicht, normalerweise hört man ein Flugzeug, das sich im Ab- oder Landeflug befindet, den vorbeifahrenden Zug, entfernten Baulärm. Oesch realisiert diese Ruhe, aber die Erkenntnis bleibt in seinem Unbewussten, unterhalb der Bewusstseingrenze, er ergänzt, weil er es so erwartet, die Wirklichkeit einfach mit seiner Fantasie zur Normalität.

Ausserdem hat er es eilig, er muss ins Büro, davor noch scheissen, er weiss, wann der Bus fährt und wann der nächste, also packt er sein Buch, um auf der Toilette weiter zu lesen und sein Geschäft zu erledigen, dann putzt er sich noch rasch die Zähne, schlüpft in Schuhe und Mantel, greift sich Tasche und Schirm und verlässt die Wohnung, wie immer nach mehrmaliger Kontrolle, ob der Kochherd ausgeschaltet ist. Inzwischen ist die Dunkelheit einem schmutzigen Dämmerungslicht gewichen, das wenig Freude macht. Es ist kurz nach acht Uhr, Dezember. Oesch eilt zur Bushaltestelle, auf dem Weg begegnet ihm niemand. Jetzt wird die Stille unüberhörbar. Nichts regt sich. Nirgends Menschen. Auch Tiere sind vorerst keine zu sehen, was nicht ungewöhnlich ist im Dezember. Allerdings hat es auch im Winter auf dem Streifen Wiese oder Ödland zwischen Bahngleise und Wohnblock meistens ein oder zwei Kolkragen. Heute nicht. Das irritiert Oesch aber weniger als das Fehlen von Menschen und die Abwesenheit von jeglichem Verkehrslärm. Oesch überlegt kurz, ob er sich im Tag geirrt hat, oder im Datum, vielleicht ist heute ja Sonntag, oder Weihnachten. Ach Quatsch, so senil ist Oesch dann doch noch nicht, Sonntag war vorgestern, also ist heute Dienstag, und es ist erst der 11. Dezember, ein Blick auf die Datumsanzeige auf seinem Handy bestätigt es Oesch. Jetzt befindet er sich an der Bushaltestelle, wo sich nicht nur kein Bus befindet wie sonst üblich, weil die Busse zu dieser Tageszeit in kurzen Abständen fahren und es sich bei der Haltestelle von Oesch um die Endhaltestelle der Buslinie handelt, sondern auch sonst nichts, was sich bewegt, weder auf Beinen noch auf Rädern. Oesch ist ratlos, verblüfft erst, dann zunehmend irritiert. Nachdem er eine Viertelstunde gewartet hat, in der sich nicht das Geringste ändert, macht er sich zögernd zu Fuss auf den Weg. Normalerweise wird an den Stationen per Lautsprecher über Busausfälle oder Linienblockierungen informiert, aber nicht heute. Er geht Richtung Innenstadt. Bis zur Innenstadt ist es ein langer Weg, da Oesch an der äussersten Peripherie der Stadt wohnt. Immer noch begegnet er keiner Menschenseele, überhaupt keinem Lebewesen, und folglich auch keinen Fahrzeugen. Oesch wird immer deutlicher bewusst, dass wirklich etwas nicht stimmt. Immer noch hofft er auf eine einigermaßen einleuchtende Erklärung für den perversen Zustand, in dem sich seine Umwelt ganz offensichtlich befindet, auch wenn er sich eine solche Erklärung ganz und gar nicht vorstellen kann. Jetzt kommt er an einer der Zeitungsboxen vorbei, in denen üblicherweise die Gratiszeitungen liegen, und es liegt auch tatsächlich ein ganzer Stapel Gratiszeitungen in der Box, was ebenfalls unüblich ist um diese Zeit. Er greift sich eine Zeitung, sie kommt ihm bekannt vor, und er sieht auch gleich wieso, es ist nämlich ein Exemplar von gestern, also von Montag, also vom 10. Dezember. Richtig. Er sieht sich bestätigt: *20 Minuten*, Exemplar vom Montag, dem 10. Dezember.

Plötzlich scheint es ihm ganz sinnlos, länger der menschen- und autoleeren Strasse zu Fuss Richtung Innenstadt zu folgen. Sinnlos und falsch. Plötzlich ergreift ihn siedendheiss die Panik. Er muss sich um seinen Freund und Lebenspartner, um seinen Schützling kümmern, er muss zu Aluk zurück, ihn wecken und gemeinsam mit ihm überlegen, was jetzt zu tun ist, vielleicht findet sich auch eine Erklärung in den Medien, im Fernsehen, im Radio, im Internet, ja, im Internet wird sich eine Erklärung finden, denn im Internet findet man alles. Oesch ändert seine Marschrichtung um 180 Grad; er hastet jetzt, rennt fast, er will möglichst rasch nach Hause zurück. Aus Angst zieht sich sein Unterleib zusammen; er muss unbedingt noch einmal scheissen. Aber in der Wohnung eilt er zuerst nicht auf die Toilette, sondern zum Zimmer von Aluk. Im Zimmer von Aluk ist es dunkel, die Rollläden sind heruntergelassen, er sieht auf dem Bett von Aluk nur ein schwarzes Bündel, er schwankt zwischen Panik und Hoffnung, Aluk, sagt er mit rauer Stimme, Darling, wach auf – da merkt er, dass das schwarze Bündel auf dem Bett lediglich die Bettdecke von Aluk ist, dass von Aluk selbst aber jede Spur fehlt.

Hektisch sucht Oesch die ganze Wohnung ab, es ist ja schon vorgekommen, dass Aluk sich versteckt hat, um Oesch bei dessen Heimkehr zu erschrecken oder zu foppen, aber es ist ihm eigentlich schon klar, dass Aluk sich ebenfalls wie alle anderen in Luft aufgelöst hat oder was sonst auch immer, jedenfalls für den Moment verschwunden und somit ein Teil des Rätsels geworden ist, zu welchem sich Oesch's Leben seit heute morgen beim Aufwachen gewandelt hat.

Einen kurzen Moment lang überlegt Oesch, dass er vielleicht noch immer träumt, nämlich wach geworden und dann in dieses Schlamassel geraten zu sein, aber er entscheidet sich relativ rasch dafür, dass das nicht möglich sei, denn er fühlt sich entschieden wach, so, wie er sich immer fühlt, wenn er wach ist. Andererseits erinnert er sich natürlich schon daran, manchmal darüber gegrübelt zu haben, ob er etwas jetzt tatsächlich erlebt oder nur geträumt hat. Aber diese Unsicherheiten dauerten immer nur einen Moment, und jetzt ist er seit mindestens einer Stunde in diesem Wachheitszustand. Nein, ein Traum kann das nicht sein. Er erinnert sich an seinen Vorsatz, die Realität mittels Medien abzuchecken. Er macht den Fernseher an. Normales Frühstücksfernsehen. Früher Nachrichten, jetzt News genannt. Die News von Montag, dem 10. Dezember... Oesch erstarrt. 10. Dezember? Aber heute ist doch eindeutig der 11. Dezember, ein erneuter Blick auf die Datumsanzeige des Handys bestätigt den Befund, ausserdem ist ganz sicher nicht Montag, denn Montag war gestern, und was für einer, ein beschissener nämlich mit jeder Menge Ärger, also daran erinnert sich genau, er ist doch nicht blöd. Ich bin doch nicht blöd, sagt er laut und ahmt die Stimme aus der Fernsehwerbung nach. Aber warum bringen denn die jetzt noch einmal die News von gestern? Gottverdammte Scheisse!

Oesch fährt seinen Mac, einen alten Power Mac G5, hoch. Er schwitzt, und gleichzeitig ist ihm kalt. In seinen Gedärmen rumort es. Er startet den Firefox, öffnet die Seite von tagesanzeiger.ch. Montag, 10. Dezember 2010 steht da, letztes Update 09.30 Uhr. Ein Bombenanschlag in Stockholm, Deutschland wünscht sich die D-Mark zurück, Barak Obama... Höchsttemperaturen 2 Grad, das Wetter vom 11. Dezember, das könnte etwa stimmen, bewölkt ist es auch, in der zweiten Wochenhälfte wird es deutlich kälter, aber nichts von einer Katastrophe, die eingetreten ist oder noch eintreffen wird, vom 10. Dezember aus gesehen. Auch der «Blick» tut so, als wäre immer noch der 10. Dezember, Islamist sprengt sich in die Luft, ein gewesener Parteipräsident bezeichnet die kommende Bundespräsidentin als «stutenbissige Musterschülerin», auf CNN ist es ebenfalls noch december 10 oder seit december 10 0748 GMT nichts mehr geupdated worden, dasselbe Bild bei NZZ Online, bei der Frankfurter Allgemeinen («Wir Deutschen sollen noch mehr zahlen», Mutti Merkel unter einem Plastikregenschirm), bei der Herald Tribune («China's Army of Graduates Struggles for Good Jobs»), bei der Sunday Times («The New Tower of London», «Commissioner indicated to Charles and Camilla that he was ready to resign for putting their lives at risk in the tuition fee riots»), bei «Le Monde», beim «Corriere della Sera», bei «El Pais», bei der «Times of India», beim «Sydney Morning Herald», bei «The Mail & Guardian», bei «Globo», bei «The Jakarta Post», beim «Tokyo Journal»...

Nein, das brachte nichts. Irgendwie war die Zeit aus den Fugen geraten, seine, Oesch's Zeit, und die seiner Umgebung. Irgendwie war er aus der Zeit katapultiert worden in die Zukunft, die einzig und allein für ihn, Oesch, nun die Gegenwart war, während sie offenbar für alle anderen die Zukunft blieb. Nur so, so wirr und vage, konnte sich Oesch seine gegenwärtige Lage erklären. Und für sich den ebenso vagen Wunsch formulieren, die vage Hoffnung, wieder in die «richtige» Zeit, die Zeit aller anderen, zurückzufinden. Aber wie?

Oesch hatte 21 Jahre und 2 Monate für das Hilfswerk gearbeitet, also mehr als ein Fünftel der bald hundertjährigen Geschichte der traditionsreichen Stiftung quasi als Augenzeuge miterlebt (und mehr als ein Drittel seiner eigenen Lebenszeit). Dass diese Phase in die zweite, per definitionem stärker zum Niedergang hin tendierende Hälfte der Geschichte des Hilfswerks fiel, ist eine Tatsache, die sich nicht ändern lässt. So wurde Oesch zum Zeugen – und zum Mitbeteiligten, zum Teil Mitbetroffenen – eines erst langsamen und schleichenden, dann immer rasanteren Niedergangs.

Das Hilfswerk gehörte für manche Generationen von Schweizerinnen und Schweizern zur schweizerischen Identität wie der Biscuitriegel Kägi Fret, die (ebenfalls untergegangene) Swissair oder das Militärtaschenmesser. Man kannte vom Hilfswerk hauptsächlich die Sonder-Briefmarken mit dem Wohlfahrtszuschlag. Das Hilfswerk war Pionierin und Geburtshelferin zahlreicher sozialer Angebote und Einrichtungen in der Schweiz und begann zudem in den Dreissigerjahren des vergangenen Jahrhunderts damit, damals «Zigeunern» genannten Menschen ihre Kinder wegzunehmen, womit aufzuhören sie erst in den Siebzigerjahren auf Druck der Öffentlichkeit gezwungen werden konnte. Das Hilfswerk verkörperte damit geradezu mustergültig die Janushäufigkeit der biedereren, rechtschaffenen Schweiz und ihrer düsteren, grausamen, intoleranten und unmenschlichen Kehrseite.

In den letzten Jahren suchte man nach solchen Pionierleistungen beim Hilfswerk allerdings vergeblich. Seit der Jahrtausendwende bestand die Haupttätigkeit des Hilfswerks fast nur noch darin, sich mit sich selbst zu beschäftigen und Leistungen abzubauen. In den letzten Jahren Oeschs beim Hilfswerk hatte es zahlreiche Angebote und Dienstleistungen aufgegeben oder auslagern müssen. Geblieben war der – allerdings schon immer uneinlösbare und deshalb grössenwahnsinnig anmutende – Anspruch der Stiftung, die Nummer 1 in allen Belangen zu sein, die Kinder und Jugendliche in der Schweiz betreffen.

Parallel dazu ereignete sich ein ebenso stetiger Abfluss der finanziellen Reserven; das Defizit blieb konstant und konstant hoch – trotz des Abbaus von Dienstleistungen und Personal und trotz des massiven Abflusses von Know-how. Unmunter war der Reigen der Geschäftsleitungsmitglieder und -vorsitzenden, die, unter wechselnden Titeln, vor allem eines wollten: Der Stiftungsgeschichte ihren persönlichen Stempel aufdrücken und sich selber profilieren. So folgte denn auch Restrukturierung auf Restrukturierung, wobei die Restrukturierung der Restrukturierung oft auf einen früheren Zustand zurückgriff – ohne dass sich die Akteure dessen bewusst gewesen wären oder bewusst sein wollten. Denn schliesslich – so die Worte eines der Stiftungsratspräsidenten – sollte das «neue» Hilfswerk ohne Rückspiegel in die Zukunft abheben. Wie ein Flugzeug, versuchte der Präsident, der in einem früheren Leben Direktor des grössten Flughafens des Landes gewesen war, zu verdeutlichen. Dieser Flughafen heisst übrigens heute wieder so wie früher, nachdem sich vor allem viele englischsprachige Passagiere beim Anflug auf München wähnten, wenn sie auf dem vom nachmaligen Stiftungsratspräsidenten des Hilfswerks so getauften Unique Airport willkommen geheissen wurden...

Und ältere Mitarbeitende, die sich als «Rückspiegel» an frühere Phasen der Hilfswerks-Geschichte erinnern konnten, wurden – wie eben auch Oesch – gefeuert. Unter dem Vorwand, Personalkosten einzusparen und damit das Defizit zu verringern. Was nur bedingt stimmte, denn es wurden sukzessive neue Mitarbeitende für die entlassenen alten eingestellt.

Investitionen wurden in dieser langen Zeit der Umstrukturierung nicht in die Schaffung neuer Angebote, sondern vor allem ins Marketing und ins äussere Erscheinungsbild der Stiftung getätigt. Man könnte, kurz gesagt, davon sprechen, dass nicht das Sein, sondern vor allem der

Schein gepflegt wurde. Der ganze Bereich des Sponsoring, des Fundraising und der übrigen Mittelbeschaffung wurde massiv ausgebaut. Allerdings ohne Erfolg – die Mehreinnahmen blieben aus, was sich in den jeweiligen Jahresrechnungen spiegelte. Was Wunder, sagte Oesch, als er noch selber im Marketingbereich der Stiftung tätig war, zu seinem Kollegen Stern – das Hilfswerk hatte immer weniger echte Leistung im Sinn des Stiftungszwecks zu bieten. Potenzielle Geldgeber öffnen ihr Portemonnaie eben nicht, weil eine Stiftung ein schönes neues Logo hat, sondern weil sie eine «gute Sache» unterstützen wollen. Ist diese «gute Sache» nicht (mehr) erkenn- und benennbar, nützen alle Marketingsmassnahmen nichts – der Erfolg bleibt aus. Anders gesagt, so Oesch: Verliert eine Institution ihren eigentlichen Daseinszweck und damit ihre «Seele», dann nützt auch ein Facelifting wenig und die alte Dame bleibt in einem komatösen Zustand...

5

Es dauerte eine Weile, bis Oesch begann, sich an seinen neuen Zustand zu gewöhnen oder ihn zumindest als Realität zu akzeptieren. Am Abend eines Tages, den Oesch weitgehend untätig verbracht hatte – er hatte ein wenig an seinem Computer herumgespielt, Golf Solitaire und Two of a Kind, ein wenig am Fernseher herumgezappt, hatte eine indonesische Nudelsuppe gekocht und gegessen, war von einem Zimmer ins andere gegangen, hatte sich dabei ertappt, wie er laut mit sich selber sprach – entdeckte Oesch, dass er der neuen Situation momentan beinahe etwas abgewinnen konnte. Das war aber allerdings erst, nachdem er eine Flasche Weisswein und eine halbe Flasche Roten intus hatte. Er hing vor dem Fernseher auf der Couch und sah sich die erste Folge der «Herr der Ringe»-Trilogie ab DVD an. Das plötzliche Gefühl des Wohlbehagens ging von dem (wahrscheinlich trügerischen) Bewusstsein aus, dass es absolut nichts und vor allem niemanden gab, der oder das ihn nun stören konnte – der Kern dieses Wohlbehagens war das (ganz bestimmt trügerische) Gefühl einer absoluten Freiheit. Er konnte tun und lassen, was er wollte – wer sollte ihn dafür kritisieren, wer ihn daran hindern? Höchstens seine eigene Erziehung oder Prägung oder Konditionierung oder wie man das nennen wollte. Er war frei! Niemand beobachtete ihn (ausser er sich selbst).

Nachdem er auch die Flasche Rotwein geleert hatte und eine zweite zur Hälfte leer war, verflüchtigte sich sein Wohlbehagen allerdings rapide. Er konnte dem Film nicht mehr folgen; kalte Schauer jagten über seinen Rücken, sein Unterleib zog sich zusammen. Vielleicht wurde er krank? Ja, und dann? Es gab jetzt nicht nur keinen Aluk mehr, der ihm notfalls Tee kochte, ihm den Rücken mit Tigerbalsam einrieb und ihn tröstete, es gab auch keine Ärzte und Krankenschwestern mehr und keine 24-Stunden-Permanence-Praxis im Hauptbahnhof und keine Notfallstationen in den Spitälern, das heisst, die Notfallstationen gab es schon noch, einfach ohne Ärzte und Krankenschwestern und Patienten (nahm er jedenfalls an, geprüft hatte er es ja noch nicht), notfalls musste er in eine Apotheke oder eine Praxis einbrechen, aber was hiess in diesem Fall schon einbrechen, juristische Tatbestände waren in der Welt, wie sie jetzt war, ganz irrelevant und nichtexistent geworden (denn es gab ja auch keine Polizisten und keine Richter mehr, wenngleich auch noch Polizeistationen und Gerichte), er, Oesch, musste also in Apotheken oder Arztpraxen einbrechen und sich Medikamente besorgen. Allerdings war sein medizinisches und pharmazeutisches Wissen beschränkt, sehr beschränkt. Dabei fiel ihm ein, dass er sich dann gleich mit ein paar Sachen aus dem Giftschränk versorgen konnte, die ihm dieses elende Leben hier ein wenig erleichtern konnten, zum Beispiel Valium oder Morphinum, und überhaupt musste er daran denken, seinen Alltag zu organisieren. Er musste sich mit Lebensmitteln versorgen. Also zuerst einmal in einen Supermarkt einbrechen (aber was hiess da einbrechen?), das konnte er gleich morgen früh tun. Er könnte sich auch Geld beschaffen, aus der Ladenkasse oder vielleicht auch in einer Bank, was davon abhing, wie stark das Geld gesichert war. Geld hatte in den letzten

Jahren seine materielle Seite sowieso zusehends verloren und zwar zum reinen Zahlenspiel verkommen. Sich Geld zu beschaffen machte momentan überhaupt keinen Sinn, aber da er zur Zeit natürlich durchaus damit rechnete, dass der momentane Zustand irgendwann ein Ende haben würde, war die Frage der Geldbeschaffung, sozusagen im Hinblick auf eine allerdings höchst ungewisse Zukunft, durchaus einen Gedanken wert. Der kluge Mann sorgt vor, sagte Oesch laut und lachte unfroh. Es wäre auch durchaus nicht ohne Reiz, in fremde Wohnungen einzusteigen und sich da ein wenig umzusehen. Er konnte morgen gleich bei seinen Nachbarn beginnen, die er noch nie besucht hatte und weil er sich schon lange fragte, wie die wohl eingerichtet waren.

In den Laden, eine Filiale der österreichischen Spar-Kette gleich via-à-vis von seinem Haus, brauchte er gar nicht einzubrechen. Der Laden war zwar ebenfalls menschenleer, aber beleuchtet und offen. Auch die Kühlregale funktionierten tadellos, wie Oesch feststellen konnte. Die Energieversorgung war also trotz allem, was passiert sein mochte, nicht oder noch nicht zusammengebrochen. Sogar das Brot war, wie Oesch sich überzeugen konnte, noch einigermaßen frisch oder sozusagen frisch. Ziemlich wahllos stopfte Oesch Lebensmittel in die mitgebrachten Taschen. Zu bezahlen brauchte er ja nicht. Er konnte gar nicht bezahlen. Trotzdem fühlte er sich unwohl bei seinem Tun. Streng genommen war die Aktion, die er hier vollzog, Ladendiebstahl, aber der Begriff verliert, wie überhaupt jede Moral, sozusagen jeden Sinn, wenn man schätzungsweise der einzige noch vorhandene Mensch auf dieser ganzen gottverdammten seelenlosen Erde ist, der einen Ladendiebstahl begehen kann. Ob dem so war, wusste Oesch natürlich nicht, musste aber immer mehr davon ausgehen, da sich bisher auch medienmässig kein menschliches Wesen aus der Zeit nach dem 10. Dezember zu Wort gemeldet hatte oder sonstwie bemerkbar machte.

Nachdem Oesch zu Hause die Lebensmittel im Kühlschrank und im Küchenkasten deponiert hatte, läutete er vorsichtshalber an der Tür seiner Nachbarn, bevor er die Tür probierte, aber es reagierte natürlich niemand und die Tür war verschlossen. Sämtliche Türen, die er im Haus zu öffnen versuchte, waren verschlossen, bis auf die Tür, die zu einer der Penthousewohnungen führte. Nachdem er, höflich, wie er nun mal war, aber leider erneut völlig vergeblich geläutet hatte, konnte er das Appartement problemlos betreten. Die Wohnung sah aus, als sei sie eben erst verlassen worden, überall fanden sich Spuren des Alltagslebens, das sich in diesen Wänden abgespielt hatte: abgelegte Kleider, verwelkende Blumen auf dem Sideboard, herumliegende Illustrierte, eine angebrochene Cornflakes-Packung auf dem Tisch, eine Tasse erkalteten Tees... Oesch betrat das fremde Schlafzimmer und entdeckte in sich einen Impuls, der ihm sogleich peinlich war: Er hatte das Bedürfnis, in Schubladen zu stöbern und Schränke zu durchwühlen. Im grossen Spiegelschrank überraschte ihn sein lebensgrosses Ebenbild; für einen Augenblick sah er sich in ihm als einen Fremden gespiegelt. Doch da liess ihn ein Geräusch aufhorchen: ein Knacken und Schaben, vielleicht auch ein kurzes Schnauben oder Stöhnen... Oesch verharrte reglos, zutiefst erschrocken, schwankend zwischen Hoffnung und Furcht – so blieb er für vielleicht fünf Minuten stehen, war ganz Ohr, atmete nur flach, um ja kein Geräusch zu verpassen: Aber nichts rührte sich mehr, und Oesch wollte seine Examination schon fortsetzen, kopfschüttelnd; da war er wohl einer Sinnestäuschung erlegen, einer akustischen Halluzination. Noch während er das dachte, hörte er weit entfernt, weit unten im Haus eine Tür zuschlagen. Ausserdem glaubte er, von fern Fetzen einer ihm bekannten Musik zu hören, das musste «Shine on You Crazy Diamond» von den Pink Floyd sein, Teile aus dem langen, genialen Intro.

Ohne dass er hätte begründen können, warum, war Oesch in höchstem Mass alarmiert. Er eilte über das Treppenhaus in seine im vierte Stock gelegene Wohnung hinunter – den Lift zu nehmen getraute er, der unter Klaustrophobie litt, sich nun, da sich alles so verändert hatte,

erst recht nicht mehr, das fehlte noch, dass er im Lift stecken blieb, und kein Alarmknopf der Welt könnte ihn aus dieser Zwangslage befreien! Er eilte also zu Fuss zu seiner Wohnung hinunter, seine Wohnungstür, die er offen gelassen hatte – warum auch nicht? – war zu, daher also das Geräusch; wahrscheinlich ein Windstoss, aber woher? Es gab im Inneren dieses gut isolierten Hauses keine geheimen Winde! Und als Oesch seine Wohnung betreten wollte, musste er feststellen, dass die Tür abgeschlossen war. Von Pink Floyd war auch nichts mehr zu hören.

Zunächst war Oesch einfach nur perplex. Total verblüfft. Der erste Gedanke, der ihm spontan durch Hirn fuhr, galt Aluk: Aluk ist nach Hause gekommen, irgendwie hat sich der Spuk verflüchtigt und alles ist wieder normal. Oeschs Herz pochte und hämmerte. Er läutete an seiner Tür. Nichts rührte sich. Oeschs Hände fuhren in seine Hosentaschen, aber da war nichts, nur ein Papiertaschentuch und ein Feuerzeug und ein nutzloses Handy, aber kein Schlüssel, natürlich nicht, denn der Schlüssel befand sich ja in der Wohnung, aus der er nun ausgeschlossen war. Das konnte doch nicht sein! Oesch hämmerte mit seinen Fäusten an die Tür, rief «Aluk, Aluk!», so lange, bis er, völlig ausser Atem, die offensichtliche Sinnlosigkeit seines Tun erkannte. Er wählte – zum x-ten Mal seit der rätselhaften Verwandlung der Welt und der Versteinerung der Zeit – auf seinem Handy die Nummer von Aluks Handy und zum x-ten Mal meldete sich lediglich die Mailbox.

Ganz plötzlich wurde Oesch von einem tiefen Gefühl der Einsamkeit und des Verlusts ergriffen. Die Flut im Meer der Trauer, das auch sonst an die Gestade seiner Seele brandete, stieg ins Uferlose. Diese Trauer galt weniger ihm selbst als Aluk – nicht seiner eigenen Einsamkeit, sondern dem Umstand, dass er Aluk irgendwo allein zurückgelassen hatte. Er empfand ein brennendes Schuldgefühl, so, als habe er Aluk bewusst und willentlich im Stich gelassen. Die Art seiner Gefühle für Aluk war so, dass er Aluk nicht leiden sehen konnte. So, als sei er ihm buchstäblich ans Herz gewachsen, empfand er Schmerz und Verzweiflung seines Gefährten um ein vielfaches verstärkt bei sich selbst. Er wusste, dass dies ein sentimentaler Gedanke war, aber er empfand es so, als habe Gott – an den er im Übrigen nicht einmal glaubte – ihm das Schicksal von Aluk persönlich anvertraut. Er verstand das als die Bewährungsprobe seines Lebens – konnte er seinen Bruder tragen? Insofern war die Beziehung zu Aluk für Oesch weit mehr als eine normale Beziehungskiste. Aluk war für Oesch – natürlich in einem übertragenen Sinn – zu einem Teil seiner selbst geworden. Und zwar zum wichtigsten Teil seiner selbst.

Aber dann wurde ihm plötzlich bewusst, dass die ganze Zeit nicht er seinen Freund getragen hatte, sondern sein Freund und Lebenspartner ihn. Ohne Aluk wäre sein Leben öd und leer gewesen, öd und leer und sinnlos. Mag sein, dass sie sich gegenseitig getragen hatten. Aber diese Erkenntnis tröstete ihn nicht, im Gegenteil, sie machte ihn noch viel einsamer und noch viel trauriger.

Oesch sass auf einer Stufe im Treppenhaus vor seiner abgeschlossenen Wohnung, während ein solcher Gefühlssturm durch seine Brust jagte, dass es ihm die Tränen in die Augen trieb. Er sass da, bis er es nicht mehr aushielt. Die Wohnungstür mit Gewalt zu öffnen, schien ihm absolut sinnlos – ohne dass er hätte sagen können, warum. Wie im Traum wusste er, dass ihn in seiner Wohnung alles Mögliche erwarten konnte – so, wie es seit dem ominösen 10. Dezember schliesslich dauernd passierte –, aber sicher nicht Aluk. Was also wollte er in der Wohnung? Die Vorstellung, diese Wohnung jemals wieder zu betreten, erfüllte ihn mit Widerwillen, ja Ekel. Eine Wohnung mag in der normalen Welt ja ein Ort der Geborgenheit sein – in der Welt, in der Oesch sich jetzt befand, war eine solche Wohnung ein Gefängnis oder gar ein Grab.

Oesch sass lange einfach nur so da, im Treppenhaus vor seiner Wohnung, und während ihm die Tränen über das Gesicht liefen, spürte er, wie er innerlich leerer und leerer wurde, bis die Welt um ihn herum jegliche Bedeutung für ihn verloren hatte.

6

Als Oesch aus seiner Erstarrung erwachte, war da immer noch dieser Fluchtimpuls, den er in sich spürte und den er nun unverzüglich in die Tat umsetzte. Ohne sich darum zu kümmern, dass er noch im blossen Hemd und in Hausschuhen war, verliess er seine Wohnung und lenkte seine Schritte mit grosser Entschlossenheit in Richtung Stadt. Dabei fiel ihm auf, dass es draussen mittlerweile merklich wärmer geworden war. Obwohl ohne Schal und Jacke, war ihm nicht nur nicht kalt, sondern sogar richtig warm. Das musste ein ungewöhnlich starker Zustrom subtropischer Luft aus südlichen Gegenden sein, den da ein ziemlich stürmischer Föhn mit sich brachte. Plötzliches Tauwetter war im Dezember ja keine Seltenheit, aber ein Tauwetter, das mit diesem Tempo und mit derart hohen Temperaturen einsetzte – es war inzwischen mindestens 15 Grad – hatte Oesch noch nie erlebt. Auch schien dieser Wind mit einem Duft geschwängert zu sein, den Oesch einfach nicht identifizieren, geschweige denn dingfest machen konnte. Obwohl der Duft äusserst intensiv war, war sich Oesch nicht ganz sicher, ob er ihn sich nicht nur einbildete. Er war irgendwie süsslich – Schokolade, Erdbeere, Jasmin, Flieder, weiss der Teufel, dann wieder salzig wie ein Duft vom Meer, plötzlich auch auf eine unsagbare Art geschlechtlich, sexuell, erregend...

Inzwischen war Oesch beim Zehntenhausplatz angelangt, einer Art Zentrum des Ortsteils am Stadtrand, den er bewohnte, und bog – weg von der üblicherweise in anderen Zeitaltern oder auf anderen Realitätsebenen stark befahrenen Wehntalerstrasse – nach rechts ab, in Richtung Hönningerberg, weg von der Zivilisation, die jetzt eine Zivilisationswüste oder eine verwaiste Zivilisation war, Richtung Wald. Von dort, schien ihm, musste die Geruchsimmission kommen, dort musste die Quelle der Düfte sein. Warum Oesch das vermutete, wusste er selbst nicht; er war aber felsenfest davon überzeugt. Gleichzeitig schienen ihm die Gerüche wie Farben zu sein, ja, die Gerüche tauchten die Umgebung je nach Beschaffenheit in ein spezifisches Licht. Oesch musste lachen, denn das war eigenartig, aber auch faszinierend: Synästhesie nannte man das, ja genau, Oesch erinnerte sich daran, weil er dieses Phänomen einmal für ein Buch über Drogenkonsum recherchiert hatte. Und während er zwischen verlassenem Einfamilienhäusern dem Wald entgegenstrebte, mit einer insgesamt nur als «staunend» zu bezeichnenden inneren Haltung, glaubte er manchmal, im heftigen Wind Musikfetzen zu hören, Musikfetzen, die aus einem alten Led Zeppelin-Stück herausgerissen waren, einem Lieblingssong von Oesch, «When the Levee Breaks», Oesch versuchte sich zu erinnern: «If it keeps on raining levee's going to braek/When the levee breaks have no place to stay». Oesch versuchte sich zu erinnern, was «Levee» hiess: Damm, Deich, Schutzwall... Sofort zogen Bilder von Holland durch sein Hirn, Bilder von überschwemmten Ebenen, von braunen, weissen und schwarzen Kühen, die aufgedunsen mit dem Bauch nach oben auf den Fluten trieben, und wieder dieser Geruch, dieser Geruch, der im Wind lag und einerseits nach Lust, andererseits nach Tod roch...

Inzwischen war es noch wärmer geworden. Oesch schwitzte, er war eindeutig zu warm angezogen. I am overdressed, sagte Oesch laut und lachte. Er lachte erst verhalten, dann überkam es ihn, und schliesslich wälzte er sich am Boden vor Lachen, das heisst, nein, er stellte sich nur vor, sich lachend auf dem Boden zu wälzen, When the Levee Breaks when the Levee Breaks... wenn alle Dämme brechen, gibt's keinen Ort mehr, wo man hingehen kann, nein nein, die grosse Flut setzt das ganze Land unter Wasser, die Gefühle überschwemmen ganz unsern Verstand und wir werden verrückt. Vielleicht war Oesch daran, verrückt zu

werden, während ein Wind durch die Landschaft fuhr und an den Bäumen rüttelte, der nach Sperma und Scheisse roch und nach Achselschweiss und Pheromonen, ein inzwischen schon heisser Wind, der direkt aus dem Zentrum einer Wüste zu blasen schien, Oesch riss sich das Hemd vom Leib, wenn er verrückt wurde, wen juckte es? Don't it make you feel bad/When you're tryin' to find your way home/You don't know which way to go? sang Robert Plant, während der mit Düften geschwängerte heisse Wind die laublosen Bäume um ihn herum in die ein wildes Farbenspiel tauchte...

Es war ein Wunder: Von weitem sah Oesch an einem der Holztische vor der Waldhütte einen Mann sitzen. Oeschs Herz schlug schneller, und er rannte jetzt fast. Der Mann sass am Tisch, vor sich eine Flasche Wodka und ein Glas, und schaute in die Oesch entgegengesetzte Richtung. Er war ein Mann in den Fünfigern, mittelgross, korpulent, ergraut wie Oesch selbst, aber mit grosser Glatze, einem vom Trinken gedunsenen, gelben, fast grünlichen Gesicht und geschwollenen Lidern, unter denen jetzt wie aus Spalten winzige, aber lebendige, gerötete Äuglein blitzen. Während er seinen Blick auf Oesch richtete, funkelte in seinem Blick etwas wie Begeisterung, als wäre er ebenso froh wie Oesch, auf ein anderes menschliches Wesen zu stossen – aber gleichzeitig glomm darin Irrsinn. Sein Anzug bestand aus einem alten, zerlumpten schwarzen Frack, ohne Knöpfe. Ein einziger sass noch halbwegs fest, und diesen hatte er auch geschlossen, da er offenbar den Regeln des Anstands Genüge tun wollte. Unter der Nankingweste kam eine Hemdbluse zum Vorschein, völlig verknittert, verschmutzt und verschmiert. Auf seinem Gesicht sprossen dichte, schwarzbläuliche Stoppeln. Sein Gehabe war irgendwie würdevoll und beamtenhaft. Er hob das Glas Oesch zum Gruss und fragte ihn etwas, allerdings ohne dass Oesch auch nur das Geringste verstanden hätte. Welche Sprache war das? Oesch tippte auf ein östliches Idiom; wahrscheinlich Russisch. Auch war der Wodka keine Marke, die man in der Schweiz kaufen konnte. «Ich kann Sie leider nicht verstehen», stammelte Oesch verstört, «woher stammen Sie? Welche Sprache sprechen Sie? English? Français?» Der Russe sprach aufgeregt weiter und begann, jetzt schon wesentlich weniger würdevoll und beamtenhaft, zu gestikulieren. Offenbar war er stark betrunken. Er zeigte immer wieder auf sich, auf Oesch und auf den sie umgebenden Wald, auf den er sich offenbar keinen Reim machen konnte. Auch wurde sein Ton immer anklagender, ja geradezu aggressiv, so, als sei der Russe Oeschs wegen in irgendeine missliche Lage geraten und der solle jetzt gefälligst was tun. Immer wieder tippte er sich selbst auf die Brust und rief: «Marmeladow, Semjon Sacharytsch Marmeladow!» Schliesslich machte sich der Russe an Oesch heran, bis sie Brust an Brust standen, und hauchte ihm seinen Alkoholatem ins Gesicht, während er ihn anschrte.

Oesch geriet in Panik. Er riss sich los von dem Verrückten, ergriff einen am Boden liegenden Ast und schlug auf den wildgewordenen Russen ein, bis dieser zu Boden stürzte. Dann rannte er voller Entsetzen davon.

7

Er war immer davon überzeugt gewesen, ein Pazifist zu sein. Gewalt, pflegte er zu predigen, ist keine Lösung für Konflikte. Man muss miteinander reden. Nie hatte er sich mit jemandem geprügelt. Der Kluge gibt nach, war eine seiner Devisen. Toleranz stand ganz zuoberst auf seiner Werteskala. Er hielt sich für einen zumindest einigermaßen aufgeklärten Menschen. Hass pflegt Hass zu gebären: auch so ein Spruch. Fanatiker jeglicher Couleur lehnte er strikte ab.

In Geschichten kommt es immer wieder vor, dass der Held – oder der Protagonist – eines Morgens aufsteht, und alles ist anders. Der Held, der Amokläufer, der von sich überzeugt ist, ein aufgeklärter Mensch des aufgeklärten einundzwanzigsten Jahrhunderts zu sein, steht auf, und alles ist anders. Er fühlt, dass alles anders ist, obwohl noch immer heisses Wasser aus der

Dusche kommt, die Zahnpasta nach Erdbeeren und der Kaffee nach Kaffee schmeckt. Sogar die Stimme des Nachrichtensprechers im Radio ist die gleiche wie gestern. Auf der Strasse hat sich ebenfalls nicht das Geringste verändert. Und doch ist alles anders. Es ist, als wäre heute morgen sehr früh ein Schleier von den Dingen und den Menschen gezogen worden und als hätte damit alles seine ehemals geheime und nun so offensichtliche Feindseligkeit enthüllt. Die Gegenstände zeigen nun ihre bleckenden Zähne. Der Mensch ist definitiv des Menschen Feind. Es ist ganz klar, dass auf dieser Welt der Grundsatz gilt: Aug um Auge, Zahn um Zahn. Das alles bedeutet: Du musst dich wehren, du musst dich behaupten, du musst dich verteidigen, und vor allem: du musst angreifen, zuschlagen im überraschendsten Augenblick. Das ist das hedonistische Moment in diesem Spiel, das seine Vorzeichen seit heute morgen so radikal geändert hat: Hass ist geil und Wut tut gut. Du spürst deinen Menschenhass, deine Menschenverachtung, und darin liegt, nachdem du das erste Erschrecken überwunden hast, eine Befreiung, eine neue, dir bisher ganz unbekannte Art der Ehrlichkeit, die dich geradezu berauscht. Du trittst auf die Strasse, und deine Augen funkeln böse. Leute, die dir entgegenkommen, rempeln dich an, und du rempelst zurück. Du kannst das. Den Autofahrern zeigst du den Finger. Wie ein Sturzbach ergiessen sich Schimpfwörter und Flüche aus dir, du kotzt es aus und es tut gut. Dein Hass ist so allgemein und allumfassend, wie man es bisher von Gottes Liebe behauptet hat. Aber beim Fluchen und Schimpfen bleibt es nicht. Jetzt willst du Blut sehen, du willst zerstören, die ändern, dich selbst, denn dein Hass, von dem wir soeben gesagt haben, er sei allumfassend, umfasst dabei natürlich und vor allem auch dich selbst. Du bist ja ein Teil dieses Auswurfs, dieser widerlichen, verabscheuenswürdigen, perversen Menschheit. Drum hasse deinen nächsten wie dich selbst. Schon hast du eine Pistole in der Hand undfeuerst um dich – im Supermarkt, auf der Bahnhofstrasse, in der Schalterhalle der Bank. Einen Terroristen werden dich die Zeitungen morgen nennen, Amokläufer, aber dann bist du schon lange tot.

8

In diesem Moment erwachte Oesch; es dauerte lange, bis er sich daran erinnerte – oder zu erinnern glaubte – wo und in welcher Zeit er sich befand. Er befand sich in einem Bett, soviel war schon mal klar; und das Zimmer, in welchem das Bett stand, kam ihm auch nicht gerade unbekannt vor. Geweckt worden war er vom Piepsen eines Weckers. Er befreite sich von der Bettdecke und wankte ins Badezimmer: modern, Stil frühe Neunzigerjahre.

So etwas wie ein leises Erschrecken suchte ihn heim, als er in den Spiegel blickte. Das Gesicht kam ihm, genauso wie das Zimmer, nicht unbekannt vor – das war zweifellos er, dieses Gesicht trug zweifellos den Stempel seiner Identität, nur war es ein zu junges Gesicht. Er schätzte es auf 35, höchstens 38 Jahre. Das Gesicht war zwanzig Jahre zu jung für seinen Geschmack – oder vielmehr für sein Selbstverständnis. Beim Erwachen hatte er sich als 55-Jährigen in Erinnerung, aber das mochte der Nachhall eines Traums gewesen sein, der schon erheblich verblasst war. Ist doch schön, dachte er flüchtig, wenn man plötzlich zwanzig Jahre jünger ist, wer wünscht sich das nicht. Manch einer erwacht aus einem Alptraum, in dem er sich als Greis träumte, und nimmt erleichtert war, dass er wieder der Jüngling ist, als den er sich wähnte. Aber bei ihm war es eben nicht so. Bei ihm fühlte es sich eher so an, als würde der Alptraum hier und jetzt beginnen. Er erinnerte sich daran, dass er im Traum etwas gesucht hatte, etwas oder jemanden, und dass er auch etwas gefunden hatte, etwas oder jemanden, aber keinesfalls das oder den, das oder den er gesucht hatte. Er schüttelte den Kopf. Er begann sich bereits an sein vermeintlich neues, aber vermutlich altes, das heisst jüngeres, Ego zu gewöhnen. Er war jetzt also ein Mann, der sich auf das mittlere Alter zu bewegte, nicht mehr ein Jüngling, bewahre, der Bonus der Jugend war längst schon verspielt, aber doch noch weit entfernt von der statistischen Mitte des Lebens, die er in seinem Gefühl längst überschritten hatte. Obwohl er sich nicht wirklich fit fühlte heute morgen. Wahrscheinlich hatte er gestern

Abend etwas zu intensiv ins Rotweinglas geschaut, das kam ja nicht eben selten vor. Klar, er wohnte im Zürcher Kreis 5, allein in einer recht geräumigen Zwei- oder Zweieinhalbzimmerwohnung, ein bisschen junggesellenhaft eingerichtet und ungeputzt, aber ganz bequem. Klar, er war beim Hilfswerk angestellt, seit Kurzem erst, als Redaktor einer Fachzeitschrift und eines Jahrbuchs für Jugendliche und als Assistent der Verlagsleitung. Ein idealer Job für Oesch, in dem er bei einem anständigen Gehalt nicht eben überfordert wurde und seine Freiheiten hatte. In eine Bank hätte Oesch nicht gepasst, genauso wenig wie in eine Werbeagentur. In einer Werbeagentur hatte er kurz gearbeitet, aber da gingen ihm die ewigen Bezeugungen der Mitarbeitenden, wie toll sie alle seien, und dass man wenigstens so tun musste, als wäre man permanent im Stress – der Tag hat 24 Stunden, die Woche sieben Tage, also hopp hopp hopp – schon bald gehörig auf den Kecks. Nein, das gemächliche traditionsreiche Hilfswerk, das zudem über ein komfortables finanzielles Polster verfügte, passte da schon besser zu ihm. Oesch war nicht faul, aber er war wahrscheinlich weiter davon entfernt, ein Workaholic zu sein, als von der Faulheit. Und Oesch war auch nicht sehr ehrgeizig – er war wiederum weiter vom Ehrgeiz entfernt als von der Bequemlichkeit, genauso, wie seine Natur im Raum zwischen Askese und Genusssucht weit näher bei der Genusssucht als bei der Askese angesiedelt war. Das alles kam Oesch in den Sinn, als er sich rasierte. Ob er wohl regelmässig von solchen Phasen der Selbsterkenntnis heimgesucht wurde? Dabei fiel ihm auf, à propos Genusssucht, dass sein Bauch weit weniger dick war, als er ihn in Erinnerung hatte – er war eigentlich kaum ein Bäuchlein und hatte nicht viel gemeinsam mit dem Bild der oeschschen Wampe, das ihm im Kopf herumspukte. Wenn ich mich tatsächlich als 55-Jährigen geträumt habe, dann muss ich vielleicht in Zukunft etwas auf mein Gewicht achten, dachte er flüchtig, ohne dass es ihm wirklich ernst damit war. Auch das Pissen fiel ihm überraschend leicht. Wieder schüttelte Oesch den Kopf.

Er machte sich auf den Weg zur nächsten Tramstation, den nördliche Teil der Langstrasse entlang, die am Limmatplatz endete, wo er mit dem Vierertram Richtung Bahnhof und den Limmatquai hinunter bis zum Bellevue und dann zur Tramhaltstelle Opernhaus fahren musste; da hatte er das Tram zu verlassen, wenn er rechtzeitig an seinem Arbeitsplatz erscheinen wollte. Es begegneten ihm eine Menge heruntergekommenen, ungesund aussehender Gestalten, die meisten jung, einige mit aufgeschwollenen Gliedern und offenen Abszessen, von denen ihnen der eine und der andere um Geld anging. Das machte Oesch ganz konfus, er konnte sich den Aufmarsch dieser Jammergestalten nicht erklären, bis aus einem hinteren Winkel seines Gehirns der Begriff «offene Drogenszene» auftauchte und sich in seinem Bewusstsein breit machte, ach ja, dachte er, richtig, der «Letten» unten am Fluss bei den Bahngeleisen, nur komisch, dass er sich erst nicht daran erinnert hatte. Überhaupt fühlte sich Oesch ganz grundsätzlich sehr irritiert, überhaupt nicht heimisch in dieser Gegenwart und in diesem Zürich, das mochte auch an der Tageszeit liegen, denn am Morgen fühlte sich Oesch nie ganz heimisch in der Aussenwelt, in die er zuungunsten seiner Innenwelt einzutauchen gezwungen war, aber ganz so fremd fühlte er sich an anderen Morgen denn doch nicht. Alles irritierte ihn: Wie die Menschen gekleidet waren, die Autos auf der Strasse, die Reklameplakate, die Auslagen in den Schaufenstern, so, als wäre das nur Staffage, Bühnenbild, Filmkulisse, gar nicht echt. Es war kalt, traurige schmutzige Schneereste lagen am Strassenrand, folglich war es Winter. Es fiel ihm auf, dass er keine Ahnung hatte, welches Datum man schrieb, ja nicht einmal, welcher Wochentag heute war. Montag oder Freitag? Das machte für einen werktätigen Menschen schliesslich einen erheblichen Unterschied. Die Montagslaune unterscheidet sich mitunter erheblich von der Freitagslaune. Er kaufte sich am Kiosk einen Tages-Anzeiger, dessen Layout ihm ebenfalls spanisch vorkam, bevor er zum eben einfahrenden quietschenden und auf Oesch antiquiert wirkenden Vierertram hastete. Er öffnete die Zeitung: Es war der 10. Dezember 1991, es war Dienstag, Aung Sang Suu Kyi, die zuvor in Burma die Wahlen gewonnen hatte, erhielt den Friedensnobelpreis, den sie aber

wegen Hausarrests in Burma in Oslo nicht abholen durfte, zwischen den EFTA-Ländern und der Türkei wurde eine Verständigungsprotokoll unterschrieben, bei einem bösen Verkehrsunfall auf der A4 gab es sieben Tote, die Miss Schweiz signierte im Shoppingcenter Spreitenbach Autogrammkarten – Theophil Oesch erinnerte sich nicht, je von einer Sandra Aegerter gehört zu haben, aber seis drum, es kam ihm ja eh ziemlich alles ziemlich fremd, um nicht zu sagen surreal vor.

Im Büro war alles uralte. Der fleckige Spannteppich von einem unbestimmten Dunkelgrün, das Mobiliar aus den Zwanziger- oder Dreissigerjahren, ein Büchergestell an der Wand mit Glasvitrinen war wohl noch älter, die lederrückigen schweren Bände im Gestell wohl auch, Brehms Tierleben und Meyers Grosses Conversationslexikon, nur auf dem Pult, vor dem sich ein altmodischer einbeiniger Drehstuhl postierte, stand ein winzigkleiner Apple-Macintosh-Computer. Vor seinem geistigen Auge hatte Oesch ein ganz anderes Bild, wenn er das Wort «Computer» hörte, dieser Winzling hier auf dem Pult war einfach lächerlich. Etwas Weiteres fiel Oesch auf: Es roch im Büro nach Zigarettenrauch. Das man in Büros neuerdings wieder rauchen wurde, war ihm nicht bewusst gewesen. Aus dem Nachbarbüro gedämpft das Schnattern von Frauenstimmen.

Oesch setzte sich auf den Drehstuhl, noch immer in der gefütterten Jacke, und lauschte. Er lauschte, denn er hatte keine Ahnung, was er sonst hätte tun sollte. Er bemerkte überrascht und mit Grauen, dass er keine Ahnung oder vielmehr: keine Ahnung *mehr* hatte, worin sein Job bestand und was er konkret zu tun hatte. Ganz allgemein wusste er das schon noch, er arbeitete im Verlag des Hilfswerks und war Redaktor eines Jugendjahrbuchs und einer Fachzeitschrift, aber er hatte entweder vergessen oder verdrängt, in welchem Arbeitsprozess er sich gerade befand. Er hätte auch gar nicht gewusst, wie er mit diesem lächerlichen Minicomputerchen auf dem Pult und der elektronischen Schreibmaschine hätte arbeiten sollen. Diese Arbeitsinstrumente erschienen ihm merkwürdig unadäquat, wie Spielzeug für Kinder. Also sass er da und lauschte dem Geschnatter aus dem Nachbarbüro. Er konnte drei Stimmen unterscheiden, weibliche Stimmen, wie gesagt, nicht mehr junge Stimmen, wenn er sich nicht irrte, in lebhafter Unterhaltung.

Oesch setzte sich an den Schreibtisch und folgte dem Auf und Ab der Stimmen im Nebenzimmer. Eigenartigerweise konnte er in der Unterhaltung keinen Inhalt erkennen, obwohl die Stimmen gut vernehmbar war und die Frauen, die den Stimmen nach wie gesagt eher keine jungen Frauen mehr waren, in einem klar identifizierbaren, schon fast übertrieben wirkenden Zürcher Dialekt sprachen, schnell und aufgeregt, mit aufgeblähten Vokalen. Oesch konnte also nur der Melodie und nicht dem Sinn des Gesprochenen folgen, und während er so dasass und lauschte, ergriff ihn eine Art Lähmung, eine Schwere der Glieder, die ihn in den Boden hinein zu ziehen versuchte. Ja, er fühlte sich irgendwie aufgesogen, eingeschlurft; seine Augenlider drohten zuzufallen. Währendem wurden die Stimmen im Nebenzimmer immer aufgeregter, lauter und aggressiver, bis sie sich schliesslich in einem Schrei entluden, auf den ein lautes Rumpeln folgte, ein Geräusch, das mit dem Umfallen von Gegenständen, Möbelstücken zum Beispiel, einherzugehen pflegte. Unvermittelt war es ruhig, man hörte nur entfernt ein Tram quietschen. Oesch war erstarrt, unfähig, sich zu bewegen. Dann öffnete sich die Tür, und eine beleibte ältere Dame mit ausladendem Busen stürmte mit hochrotem Kopf an Oesch vorbei und aus dem Raum heraus, gefolgt von einer noch älteren Dame mit grauem schütterem Haar, die jammerte und die Hände rang. Nun erwachte Oesch aus seiner Erstarrtheit und erhob sich vom Pult, um einen Blick in den Nebenraum zu werfen. Dieser erwies sich als das chaotischste Büro, das Oesch je gesehen hatte, so chaotisch, wie er es sich bisher gar nicht hatte vorstellen können. Eine weitere Dame, auch nicht mehr jung, aber mit hoch aufdupiertem blondem Haar, lag mit dem Gesicht auf der Schreibmaschine, tat keinen Wank und wirkte ziemlich tot. Neben ihr qualmte eine Zigarette im Aschenbecher, auf den

vier zusammengeschobenen Pulten, die den Raum beherrschten und kaum Raum liessen zu stehen, zu sitzen und zu gehen, lagen vergilbte Papiere, alte Zeitschriften und Zeitungen, vertrocknete und angeschimmelte Nahrungsreste, Stofffetzen, Kleiderbügel, Kugelschreiber, Stempelkissen, riesige Scheren, riesige Aktenlocher, zerfetzte alte Bücher, Bleistifte, mit Schreibmaschine beschriebene Karteikarten, Nastücher, Schminkutensilien, aber auch Gegenstände, die für Oesch nicht identifizierbar war, dazu hing über allem ein Geruch aus Zigarettenrauch, Moder und längstverdaulichem Essen. Oesch war völlig desorientiert; dann geriet er in Panik. Er verliess das Büro, so rasch er konnte. Auf den Korridoren des verwinkelten Hauses, in denen er sich bald nicht mehr auskannte, begegnete er anderen Mitarbeitenden des Hilfswerk, älteren und jüngeren, weiblichen und männlichen, die ihm alle nicht sehr bekannt vorkamen und die ihn auch gar nicht beachteten. In wachsender Panik ging er treppauf treppab und durch die düsteren Korridore, Ewigkeiten, wie ihm schien, als er sich plötzlich vor einer Tür befand, auf der sich ein Schild mit der Aufschrift «Direktor» befand.

9

Er klopfte ohne zu zögern. Er musste mit dem Direktor sprechen, schliesslich hatte sich ein Unglück ereignet, ein Unfall oder gar ein Verbrechen, in das ältere oder alte Damen verwickelt waren. Auf sein Klopfen wurde nicht reagiert. Vorsichtig öffnete Oesch die Tür, trat ein und blieb überrascht stehen. Der Raum war unglaublich gross und in dämmriges Grün getaucht. Überall standen überdimensionierte, tropisch anmutende Pflanzen, riesige Farne, bizarr anmutende Kakteen, Bananenbäume, Heliconien, Orchideen... Oesch war kein Pflanzenkenner, aber ein Pflanzenliebhaber – ihn faszinierte das Büro des Direktors, in dem es feucht, süsslich und erdig roch, in dem die Luft schwer und warm war und durch das Kolibris und andere kleine, bunte Vögel schwirrten. War das möglich? Warum sprengte das Büro des Direktors alle Proportionen, gab es überhaupt Platz in einem Stadthaus für einen riesigen Raum wie diesen? Und warum war das Büro – gar kein Büro? In dieser Halle gab es weder Schreibtische noch Gestelle oder weitere Büromöbel und auch keine Kopiergeräte, Computer und andere Büromaschinen. In diesem Büro gab es Natur pur und sonst gar nichts. Fehlten nur noch die Schildkröten und in den Baumkronen herumturnende Affen. Vom Direktor fehlte hingegen jede Spur.

Oesch versuchte, sich an den Direktor zu erinnern. Er musste den Direktor doch kennen, schliesslich arbeitete er nicht erst seit gestern beim Hilfswerk. Aber sein Gedächtnis liess ihn im Stich. War der Direktor jung oder alt, ein Mann oder eine Frau, ein angenehmer Mensch oder nicht? Oesch musste sich eingestehen, dass er keine Ahnung hatte. Vielleicht existierte der Direktor gar nicht? Aber ein umfassendes Hilfswerk von einer solchen überragenden Bedeutung musste doch einen Direktor haben – oder etwa nicht?

Oesch drang weiter in den Raum vor. Er fühlte sich trotz seiner Verunsicherung auf eine nicht unangenehme Weise leer, erwartungslos, ja geradezu wurstig gestimmt. Er nahm einen Geruch wahr, der ihn an Zoo und Tropenhaus erinnerte. Er war im Dschungel.

Die Pflanzen, überall die wild wuchernden Pflanzen: Sie riechen, sie bewegen sich, sie greifen nach mir.

Natürlich, die Pflanzen sind lebendige Wesen. Komisch. Das war mir bisher gar nicht recht klar. Die haben zwar kein Hirn und keine Augen und keine Ohren und so. Und doch sind sie aus einem Stoff gemacht, dass sie fühlen können. Aus einem besonderen Stoff, aus einem feinen Stoff: dem Stoff, aus dem die Träume sind.

Ja, sie sind wie Blinde, die Pflanzen. Wie Blinde tasten sie mit ihren knochenlosen Pflanzenarmen in der ewigdunklen Suppe ihrer Umgebung.

Oder, was wahrscheinlicher ist, sie tasten nach mir, unschuldig getrieben von ihrem Instinkt. Sie wollen mich verschlingen. Es sind nämlich Fleisch fressende Pflanzen. Ich bin in einen Urwald geraten. Wie komm ich bloss in diesen Urwald?

Ich muss fliehen.

Aber wohin?

Da, die Tarzanlianen – sieht aus wie in einem Comic-Strip. Ist aber alles echt. Plastisch.

Vielleicht ist es ein 3-D-Comic.

Wenn es nur ein Comic wäre! Oder ein Film. Oder ein Traum. Einfach erwachen können – das wäre schön!

Wäre das schön?

Auf jeden Fall mach ich mir hier in die Hosen in diesem Urwald. Wobei ich ja gar keine Hosen an habe. Ich bin ziemlich nackt. Ich habe nur eine Baseballmütze auf dem Kopf und einen Gürtel mit Dschungelmesser umgeschnallt und grobe Stiefel an den Füßen.

Das kommt davon, wenn man zum Abenteurer geboren ist.

Verdient man aber schwer Geld auf diesen Expeditionen, Goldsucherfahrten, El-Dorado-Trecks.

Was ist denn das für ein Brüllen und Quietschen?

Ach ja, der Urwald. Hab ich schon fast wieder vergessen. Ein Urwald voller Affen, Tiger, Leoparden, Schlangen, Spinnen, Kannibalen...

Ach hör schon auf!

Mir ist komisch. Kalt oder heiss. Zu kalt oder zu heiss. Zu kalt und zu heiss. Ich brauch etwas. **ICH BRAUCH ETWAS!**

Ich muss raus hier.

Diese geilen Pflanzen versuchen die ganze Zeit, mir zwischen die Beine zu greifen. Ich hab einen Steifen, weiss gar nicht warum. Geil bin ich jedenfalls nicht. «Hart wie der Zahn der Bismarckpflanze...»

Weg da! Pfoten weg!

Ich will in die Stadt! Ich will in die Stadt, denn ich brauche etwas, Geld und ETWAS, ich bin ein Stadtjunge, verdammt noch mal. Ich hasse die Natur. Scheissnatur! Scheissnatur!

Die Stadt.

Die stinkende Welt der Stadt.

Die Welt des täglichen Verkehrskriegs und des vertrauten Bildes von Erbrochenem auf der Strasse.

Der Welt der aufeinander prallenden Menschenmassen in den Einkaufsparadiesen und den Bars.

Die neonfunkelnde Welt der Stadt.

Da vorn ist es ein bisschen lichter. Vielleicht sollte ich auf einen Baum steigen. Vielleicht sehe ich dann was. Ein Hochhaus zum Beispiel. Eine Autobahn. Einen Spielsalon. Einen Waschsalon. Einen Saloon mitten im Wilden Westen. Die Luft flimmert in der Hitze, man hört keinen Ton, aber jetzt hört man das Getrampel von Pferdehufen, und ein Haufen bärtiger Männer mit wilden Gesichtern reitet in die Stadt und hat nichts Gutes im Sinn.

Das ist ja ein Sumpf da vorn. Ein stinkender Sumpf. Es riecht wie im Bumsraum einer ungepflegten Schwulensauna.

Hier hats bestimmt Krokodile.

Die liegen im Wasser und bewegen sich nicht und sehen aus wie ein angefaulte Baumstrunk, aber wenn man ihnen zu nahe kommt, dann schnapp! Gemein wie das Leben.

Ich spüre, wie sich meine Körperhaare aufrichten, eins nach dem andern.

Etwas kommt näher.

ETWAS.

Hilfe, ich will weg hier. Lasst mich raus!

Es ist so eng und feucht und heiss –

krieg keine Luft mehr –

ich – glaub – ich – verrecke –

Scheisstraum das. Dass ich immer so einen Scheiss zusammenträumen muss. Hm, Nachmittagsträume. Ich glaub, ich brauch etwas. Fühl mich wirklich ein bisschen komisch. Wo hab ich denn... Ja: das reicht jetzt noch bis am Nachmittag. Das nehm ich jetzt, und dann will ich noch ein bisschen liegen. Dann träum ich bestimmt nicht mehr solchen Scheiss. Und dann muss ich mir Geld besorgen, mindestens einen Hunderter. Besser natürlich einen Fünfhunderter oder einen Tausender. Vielleicht find ich ja heut einen, der mich adoptiert. Wo sind die Streichhölzer? Eine Zigarette möchte ich rauchen. Nicht jetzt, nachher. Durst habe ich auch. Aber jetzt nehm ich zuerst was. Und dann lege ich mich nochmals ins Bett, um zu überlegen, wie ich denn heute zu Geld komme. Wenn ich doch ein richtiger Krimineller wäre! Wer einen Banküberfall machen will, muss planen und organisieren können, braucht Kreativität, kriminelle Intelligenz, Durchsetzungskraft. Und wenn er die hat, wird er nicht Bankräuber, sondern Banker. Ist einfacher. Bringt mehr Kohle. Geht bei mir nicht. Mach ich halt den Strich.

Ja.

Mhm, schon besser.

Wenn ich jetzt auf den Strich geh, ist mir alles scheissegal. Nun kommt angelatscht, ihr alten, hässlichen, frustrierten Typen mit euern Eheweibern zuhause und den knackigen Söhnen, die ihr nicht anfassen dürft! Mich interessiert Sex nicht mehr, ist eine unappetitliche Sache, und wenn ich einem den Sabberschwanz nuckeln soll, kommt mir echt das grosse Kotzen. Nein, das mach ich nicht mehr mit. Sollen sie an mir rumfummeln, können auch meinen halbsteifen Schwanz lutschen, während sie sich einen runterholen dabei. Manche verlangen, dass man sie anpisst oder ihnen auf den Kopf scheisst, so ekelhaftes Zeug, ist mir auch egal, solange sie mich in Ruhe lassen, ist leicht verdientes Geld. Ja, da trifft man schon ganz komische Vögel.

Also, ich bin vielleicht ja selbst auch ein bisschen schwul, aber nicht richtig, damit, dass ich auf den Strich gehe, hat das nichts zu tun. Ich brauche einfach den Zaster.

Ich bin müde.

Ich möchte ewig so liegen bleiben und gar nicht mehr aufstehen müssen.

Vielleicht ist es so, wenn man tot ist.

So herrlich gleichgültig, satt.

Wie im Paradies.

Wind, kleine flinke Wölkchen am Himmel.

Ein weisses Häuschen, das auf einem Felsen steht hoch über dem Meer.

Junge braune Männer, die ihre nackten Körper über die Klippe segeln lassen.

Junge Männer, die fliegen können.

Wassertropfen schmiegen sich an ihre glatte, braune Haut, während die Sonne ihre Körper küsst.

Dann tauchen ihre Körper ins Meer ein.

Das Leben ist ein Tanz, ein Spiel.

Und rings der Raum so weit, so weit.

Und die kleinen flinken Wölkchen unendlich fern am weiten Himmel.

Und ich sitze auf dem Felsen hoch über dem Meer.

Ich bin nackt, und der Wind und die Sonne liebkosen meine Haut.

Tief unten schäumt und gischt das Meer.

Ganz klein schwimmen die jungen Männer mit ihrer dunklen Haut im Wasser.

Sie rufen mir etwas zu, aber ich verstehe sie nicht.
Ich höre den hellen Klang ihrer Stimmen.
Sie winken mir: Ich soll zu ihnen runterspringen.
Ja, ich will auch ein fliegender Knabe sein.
Ich springe auf die Füsse.
Ich hüpfte auf dem Felsen wie auf einem Trampolin, nackt, schwerelos.
Ich segle über die Klippen und falle langsam wie in Zeitlupe auf die Wasser zu
und tauche ein in das silberne Element,
den reinen Stoff des Lebens.

Scheisse, wie spät ist es? Schon nach vier. Muss wohl wieder eingeschlafen sein. Muss wohl
geträumt haben. Ich habe eine Latte. Es war wohl ein erotischer Traum, schade, dass man
Träume immer gleich wieder vergisst.
Ich will mal einen Kaffee trinken und eine Zigarette rauchen. Und was essen.
Allzu mager sollte ich nämlich nicht werden.
Das mögen die Freier nicht, so ein klappriges Knochengestell.
Die wollen dralles Fleisch am Arsch und stramme Schenkel, die geilen Böcke.
Mein Gesicht gefällt mir. Die schwarzen Augenbrauen wachsen fast zusammen auf dem
zarten Fleisch über der Nase. Jetzt sind die Haare wieder länger: braun und dicht. Lange
Haare stehen mir einfach besser als kurze.
Gestern habe ich ein Gesicht gesehen: Schutzlos und schön. Ein fleischgewordener Traum
Gottes.
Vielleicht sind wir ja alle Figuren aus den Träumen Gottes.
Vielleicht gibt es Gott ja tatsächlich.
Und manchmal hat Er einen geilen Traum, dann wieder einen Alptraum.
Was Gott wohl empfunden hat, als er mich träumte... ?
Halt, nein: Er träumt mich ja jetzt!
Eigenartig.

Der Kaffee ist heiss.
Ich weiss gar nicht, wie das die Leute machen: acht, neun Stunden am Tag arbeiten. Die zwei,
drei Freier, die ich pro Tag bediene, sind rasch erledigt.
Die können ihren Sprutz ja meistens nicht schnell genug loswerden.
Trotzdem: Langweilig wird mir nie.
Einfach die Tatsache, dass man überhaupt lebt.
Eine von Millionen von Samenzellen gewinnt den Wettlauf und befruchtet das Ei.
Im Grunde ist jeder, der geboren wird, schon mal ein ganz grosser Gewinner. So gesehen.
Die Kraft hat alles, was ist, ins Dasein geschleudert, ejakuliert, die Berge, die Bäume, die
Autos und die Atomkraftwerke.
Sie macht, dass das Herz schlägt, der Atem geht, die Bagger sich durch das Erdreich wühlen
und die Raketen ins All fräsen.
Die Ideen, Gedanken und Gefühle des Wesens, das uns gemacht hat, müssen alle zu Fleisch
werden, das ist das Wunder und der Fluch der Existenz.
Ich möchte es verstehen. Ich muss darüber nachdenken.
Unbedingt.
Ich hab doch mal was gelesen über den menschlichen Geist.
Dass dieser Geist pure Magie sei oder so.
Auch die Ideen und Gedanken und Gefühle des Menschen müssten zu Fleisch und Blut
werden, zu handfesten Wirklichkeiten.
Deshalb sei alles so, wie es sei, gebe es keinen Ausweg aus diesem Labyrinth.
Es passiere, was passieren müsse. Im Guten wie im Schlechten.

Wenn man mit einem solchen Hunger zur Welt kommt wie die Menschen, dann muss man sich nicht wundern, dass schliesslich alles kahl gefressen ist.
Insbesondere, weil der Appetit mit dem Essen kommt, wie man sagt.

Ich bin müde.

Ich möchte im warmen Wasser liegen.

Der Wind müsste mich in seine Arme nehmen.

Das Feuerchen in meinem Herzen gibt warm.

10

Oesch lag in der Badewanne. Seine Haut war schon ganz schrumpelig. Er musste stundenlang im inzwischen nur noch knapp lauwarmen Wasser gelegen haben. Wahrscheinlich hatte er in der Wanne geschlafen. Er erinnerte sich vage an Traumfetzen, an Bilder, die mit einem Gefühl des Déjà vue verbunden waren, einem etwas unbehaglichen Gefühl, das sich aber rasch verflüchtigte. Oesch stemmte sich unter Aufbietung all seiner Kräfte aus der Wanne, denn seine Muskeln waren im warmen Wasser erschlafft und es war zudem keine kleine Herausforderung, seinen dicken Bauch aus der bequemen, gewissermassen natürlichen horizontalen Lage in die herausfordernde, gewissermassen unnatürliche vertikale Lage umzupositionieren. Nicht nur physisch musste er sich neu positionieren, auch psychisch war eine neue Verortung in der Wirklichkeit nötig. Er fühlte sich, gelinde gesagt, etwas desorientiert, so, wie er sich vor langer Zeit manchmal gefühlt hatte, wenn er nach einem psychedelischen Drogentrip mit LSD oder magischen Pilzen wieder – und mitunter mit einer Bruchlandung – in der «normalen» Realität gelandet war. Nicht, dass ihm seine Vergangenheit oder vielmehr die Erinnerung an seine Vergangenheit abhanden gekommen wäre – es fühlte sich vielmehr so an, als wäre seine Vergangenheit ein Puzzle aus unzähligen Einzelstücken, die falsch zusammengesetzt worden waren und nun kein zusammenhängendes, stimmiges Gesamtbild ergaben.

Er trocknete sich Körper und Haar, rieb sich etwas Feuchtigkeitscreme ins Gesicht und betrachtete sich kritisch im Spiegel: das runde Gesicht, das zwar Fett angesammelt hatte und in das sich Furchen und Spalten eingegraben hatten, das aber immer noch etwas Kindliches ausstrahlte, die Augen, die sehr blau und etwas verwundert in die Welt schauten, das wirre, nach allen Seiten abstehende weisse Haar auf dem runden Schädel – Oesch war dieses Gesicht beinahe etwas peinlich, schien es ihm doch, dass es zu viel von seinem Wesen offenbarte. Es war ohne Zweifel kein Gesicht, das zum Pokerface taugte. Es war zweifellos kein Gesicht, mit dem man es in dieser Welt sehr weit brachte. Es war das geradezu klassische Verlierergesicht. Oesch seufzte. Sein Gesicht kann man sich – ebenso wie seinen Charakter – nun mal nicht aussuchen. Oesch erinnert sich an eine Stelle im Werk von Fernando Pessoa, wo dieser sagt, er beneide alle anderen Menschen, darum, nicht er – Fernando Pessoa – sein zu müssen. So weit würde Oesch zwar nicht gerade gehen wollen, aber immerhin kann er nachempfinden, was Pessoa mit diesem Satz meint. Man ist sich selber wahrscheinlich öfter eine Last als eine Hilfe, und gerade die so genannt «positiven» Eigenschaften, die Freundlichkeit, Gutmütigkeit und Empfindsamkeit von Oesch, machen ihm am meisten zu schaffen.

Als Oesch vom Badezimmer in sein Schlafzimmer tritt, fällt ihm auf, dass vor dem Fenster eine Nacht herrscht, in der es mit grossen Flocken schneit. Unvermittelt überfällt ihn bei diesem Anblick eine grosse Einsamkeit. Es ist Winter, denkt er, und es ist Nacht, und ich bin allein. Er ist allein, allein in seiner grossen neuen Wohnung am Rande der Stadt, und weiss nichts mit sich anzufangen.

Er versucht sich zu erinnern. Es ist der 11. Dezember 2010. Oesch hat vor einem Monat seinen fünfundfünfzigsten Geburtstag gefeiert. Er erinnert sich nicht mehr daran, wie – und ob überhaupt – er ihn gefeiert hat. Oesch lebt, soweit er sich erinnert, allein. Er hat keinen Partner und schon gar keine Partnerin, und, seltsamerweise, erinnert er sich auch nicht daran, irgendwelche Freunde zu haben. Vor gut einem Jahr hat Oesch nach 21-jähriger Tätigkeit beim Hilfswerk seine Kündigung bekommen und lebt seither von der Arbeitslosenunterstützung. Etwa ein halbes Jahr vorher hat Oesch sinnloserweise diese Eigentumswohnung am Rand der Stadt gekauft, die viel zu gross ist für eine Person. Sein Leben kommt Oesch vor wie ein Bild mit Leerstellen, wie eine Fotografie, aus der einzelne Teile herausgeschnitten sind. Etwas fehlt, etwas stimmt nicht, aber Oesch kommt nicht darauf, was es ist. Er erinnert sich an Menschen, die etwas mit ihm zu tun haben, oder gehabt haben, an seine Eltern, die vor einigen Jahren gestorben sind, aber er erinnert sich nicht an irgendwelche Geschwister, das heisst, er erinnert sich nicht daran, ob er Geschwister hat. Er erinnert sich an frühere Freunde, sogar an lang verfllossene Liebhaber, aber er hat keine Ahnung, wer seine Nachbarn in diesem wuchtigen, langgestreckten Wohnblock neben den Bahngleisen der Linie zwischen Zürich-Oerlikon und Baden sind. Es ist, als ob er, gleichsam als Alien, aus einer unbekannten Vergangenheit unverhofft in diese Gegenwart geplumpst wäre, mit der er nichts zu tun hat und die ihm irgendwie unvollständig vorkommt, oder eher unfertig, oder auf eine nicht definierbare Art «ver-rückt».

Oesch seufzt. Jetzt, nach dem Bad und angesichts dieses Gefühls der Einsamkeit, hat er ein beinahe unbezähmbares Bedürfnis nach einem Drink. Er macht sich einen Wodka mit Orangensaft; dass er über Wodka und Orangensaft verfügt und wo die Getränke stehen, daran erinnert er sich bemerkenswerterweise ganz genau. Oesch setzt sich mit dem Drink auf das schwarze Ledersofa und schaltet den Fernseher ein. Zu sehen ist, wie immer um diese Zeit, ein Rückblick auf das Jahr: der Sender lässt die markanten Ereignisse des Jahres 2010 noch einmal Revue passieren, angefangen beim verheerenden Erdbeben, das Haiti erschüttert hat, über die olympischen Spiele in Calgary, die Verhaftung des Wetterfroschs Kachelmann und den Ausbruch des Vulkans Eyafjallajökull über den Untergang der Förderplattform «Deepwater Horizon» und die darauf folgende Ölpest, den Absturz des polnischen Präsidentenflugzeugs, den finanziellen Kollaps Griechenlands, die Fussball-WM in Südafrika, die Wikileaks-Enthüllungen, die Massenpanik an der Love Parade in Duisburg, die Sintflut in Pakistan und die verheerenden Waldbrände in Russland, wo es während Wochen Tag für Tag gegen 40 Grad heiss war, bis hin zur dramatischen Rettungsaktion der chilenischen Bergleute, zur Verleihung des Friedensnobelpreises an den nicht anwesenden, sondern zu Hause verhafteten Chinesen Liu Xiabao und die Massenproteste gegen die Castor-Transporte im Wendland 192. Alles abgehakt, denkt Oesch, alles schon wieder Geschichte. Oesch, der sich immer noch desorientiert, ja verloren fühlt, versucht sich an seine eigene Geschichte zu erinnern.

11

«Erzählen Sie mir doch etwas über Ihre Eltern, Herr Oesch.»

Alessandro Schmid, sein Psychiater, erinnerte Oesch aus unerfindlichem Grund an eine Figur von Dostojewski, und zwar an Semjon Sacharytsch Marmeladow aus «Schuld und Sühne». Schmid mit der grossen Glatze, einem vom Trinken etwas gedunsenen Gesicht und geschwellenen Lidern, unter denen wie aus Spalten winzige, aber lebendige, gerötete Äuglein blitzen, hatte zweifellos eine irgendwie russische Ausstrahlung, auch wenn er, soviel Oesch wusste – denn Schmid erzählte natürlich nichts über sich – italienisch-schweizerischer

Abstammung war. Oder vielmehr an eine Mischung aus Marmeladow und Timothy Leary, dessen Mystizismus Schmid, wie Oesch wusste, nicht ganz fremd war.

«Mein Vater arbeitete unter anderem viele Jahre lang als Reiseleiter. Als solcher war er kommunikativ und charmant, musste es sein, um in diesem Job bestehen zu können. Aber er hatte zwei Gesichter.»

«Wie meinen Sie das? War er eine Art Dr. Jekyll und Mr. Hyde?»

«Wenn Sie so wollen. In regelmässigen Abständen wurde er von Zuständen einer Persönlichkeitsveränderung heimgesucht, die ihn temporär buchstäblich ver-rückt werden liess.»

«Hat er Sie geschlagen?»

«Nein, er hat weder mich noch meine Geschwister oder seine Frau geschlagen. Aber er hat uns immer wieder mit dem Tod bedroht. Ich erinnere sich an eine Szene, in der mein Vater die Armee-Waffe aus dem Schrank holte und seine Familie damit auszulöschen drohte. Wir standen in Reih und Glied vor ihm, zitternd und weinend, und er hatte die Waffe auf uns gerichtet. Ich war damals etwa fünf.»

«Und als sensibles Kind konnten Sie diese Drohungen damals natürlich nicht anders als ernst nehmen. Wie hat sich dieses Erlebnis auf Ihr weiteres Leben ausgewirkt?»

«Ich glaube, ich leide seit jener Zeit unter diffusen Ängsten, die sich manchmal kaum im Zaum halten lassen.»

«Angst als ständiger Begleiter, der tief in Ihrer Seele wohnt...» Dr. Alessandro Schmid seufzte. «Aber zurück zu Ihren Eltern.»

«Mein Vater war, wie gesagt, einerseits gutmütig und wohlwollend, aber andererseits auch sehr verzweifelt. Er glaubte überhaupt nicht an sich. Auch meine Mutter hatte kein richtiges Talent zum Glück. Sie war ein Mensch, der es immer allen recht machen wollte, was ihr aber natürlich kaum je gelang. Und gegenseitig konnten sie sich nicht geben, was sie brauchten. Meine Mutter schlief zuerst nur widerwillig und dann gar nicht mehr mit meinem Vater.»

«Haben Sie Ihre Eltern verachtet?»

«Sie haben mir eher Leid getan, später. Meine Eltern waren an sich intelligent und durchaus zu differenzierten Überlegungen fähig, aber auch so konformistisch und unsicher, dass sie ihre eigene individuelle Natur immer nur als Manko, als Makel empfinden konnten. Ich denke, sie haben ihr Leben hauptsächlich als Last getragen und nicht als Lust gefeiert.»

«Nie?»

«Nicht nie. Manchmal waren sie natürlich auch unbeschwert und verspielt. Sogar übermütig. Es kam einfach sehr selten vor, und je länger, je weniger. Vielleicht war das auch ein wenig das Schicksal ihrer Generation.»

«Und was haben Sie von Ihren Eltern geerbt? Ich meine jetzt nicht Geld oder so, sondern an Eigenschaften, Befindlichkeiten, Merkmalen...»

«Eine Portion von den Selbstzweifeln und Minderwertigkeitskomplexen meines Vaters und eine gute Handvoll vom Aufopferungswillen und von der Selbstverleugnung seiner Mutter. Und ich ertrage Gewalt, Streit, Auseinandersetzung und Disharmonie gar nicht gut. Solche Emotionen bereiten mir körperliche Pein. Schlimmer, sie können mich in Panik versetzen.»

«Und dadurch werden Ihre eigenen aggressiven Teile ins Schattenreich verbannt – und damit zu einem grossen Teil auch Ihre Durchsetzungsfähigkeit und Ihre Fähigkeit, sich im Kampf für Ihre eigenen Interessen durchzusetzen. Ist es so?»

Es gibt drei Typen von Menschen – oder zumindest von Männern. Die einen sind die Führer, die Alphatiere, die Leithunde. Von denen gibt es natürlich einige, weshalb sie in einem Konkurrenzverhältnis zueinander stehen. Das bedeutet – letztlich – Krieg. Die andern sind die Schafe, sie gehören zur Herde, die sich vom Leithund – von irgendeinem Leithund – lenken lässt. Von denen gibt es natürlich auch viele, sogar unendlich viele, aber das liegt sozusagen in der Natur der Sache. Und dann gibt es noch die schwarzen Schafe, die Aussenseiter und

Einzelgänger, die sich weder einordnen können noch einordnen wollen, die weder führen noch geführt werden wollen. Zu diesem Typ zähle auch er, Theophil Oesch, sich, versucht er dem Psychiater zu erklären.

«Wenn Sie so erzählen, hat man den Eindruck, dass Sie kein glückliches Kind waren, Herr Oesch. Versuchen Sie sich bitte genau zu erinnern, wann Sie glücklich waren. Das muss vorgekommen sein; sonst hätten Sie nicht überlebt.»

«Als Kind war ich so wild und scheu und unschuldig wie ein junges Tier; mit meinen grossen blauen Augen schaute ich in eine Welt, die mich in ihrer betörenden Sinnlichkeit in permanente Trance versetzt hat. Als Kind befand ich mich manchmal in einem rauschhaften Zustand, und dieser überwältigende Zustand kam dem, was man gemeinhin Glück, wohl sehr nahe. Dies passierte vor allem dann, wenn ich von Natur umgeben war oder eben nicht umgeben, sondern Teil von ihr, ununterscheidbar Teil von ihr war. Als Kind hatte ich ein Naturempfinden von geradezu panerotischer Art – und etwas davon ist bis heute übrig geblieben. Wenn es mir schlecht geht, muss ich in den Wald gehen. Ausserdem hatte ich als Kind die Fähigkeit, Musik in meinem Innern entstehen zu lassen – auch das ein irgendwie organisches, naturhaftes Ereignis. Wohlverstanden: Ich erzeugte diese Musik nicht, sie entstand von selbst in mir: eine Art Gute-Nacht-Musik, die mich beim Einschlafen in Trance versetzte.»

«Und in diese so überwältigenden und doch so zerbrechlichen Glücksgefühle brach dann jeweils die Gewalt in Gestalt Ihres unglücklichen und verzweiferten Vaters ein wie ein Sturm an einem schwülen Sommertag und verwandelte es in Panik, in Todesangst?»

«Ja. Es war, es ist ein Gefühl, das sich in der Physis des kleinen Theophil Oesch als komplette, atemabschnürende Blockierung manifestierte, als Gefühl des Eingeschlossen-, des Einklemmtseins.»

«Es war das Gefühl eines verunmöglichten Fluchtimpulses...»

«Ich habe mein Leben lang Angst vor Hunden gehabt. Hunde sind potenziell aggressive Wesen, und Aggressionen, ich sagte es schon, ertrage ich sehr schlecht. Die potenziell aggressiven Hunde wittern meine Angst natürlich, sie zieht diese Hunde geradezu magisch an, so, wie der kleine Aussenseiter Oesch geradezu magisch die gewalttätigen Alphamännchen seiner Kindheit angezogen hat. Und die ihn dann quälten, bis hin zum Vergnügen. Ausserdem leide ich, was Sie nun wohl ebenfalls nicht verwundert, an jeglicher Ausformung von Klaustrophobie, die geradezu asthmaähnliche Atemnot bei mir verursacht – wie übrigens jede Art von Zwangslage.»

«Hat Ihnen Ihre Mutter etwas über Ihre Geburt erzählt?»

«Ja, Sie erzählte mir immer wieder, wie schwer, ja geradezu traumatisierend diese Geburt für Sie war. Sie dauerte viele Stunden lang, weil das Baby, also ich, von der Nabelschnur immer wieder in den Geburtskanal zurückgezogen wurde.»

Wieder seufzte der Psychiater bedeutungsvoll. «Sie wurde also sozusagen nicht freigegeben von ihr. So verbanden sich die Symptome und Motive in Ihrem Leben zu einem Komplex.»

Sie schweigen beide eine Weile. Dann fragt Schmid: «Haben Sie das Gefühl, dass sich diese extremen Kindheitserfahrungen auf Ihre Sexualität ausgewirkt haben?»

Oesch überlegt, ob er dem Psychiater auf diese Frage eine ehrliche Antwort geben soll. Er steht auf extreme Formen der Sexualität. Aber nur in seiner Fantasie. Er ist ausgesprochen psychosexuell. Wenn es um konkrete physische Begegnungen geht, ist er eher panisch – nicht prüde, nein, das war er nie, aber ausschweifend eher in der Fantasie als in der Realität. Die physische Begegnung erinnert ihn an Schmerz. Und die Erinnerung hindert ihn daran, sich auf die reale physische Begegnung ganz einzulassen. Weshalb er... Ja, weshalb was? Die physische Realität hat für ihn etwas Anrühiges. Er traut ihr – und sich – nicht so recht. Aber

diese Gerüche! Und das Gefühl, sich ganz fallen zu lassen – dieses Gefühl, endlich sich ganz in eine Art von Orkus fallen zu lassen, eine Art von Unterwelt – in etwas, von dem er keine Ahnung, keinen Begriff haben muss. Also eine Art von Kompromiss zwischen Nacktheit und Verhüllung.

Oesch schweigt, und Schmid lässt ihn schweigen – schliesslich verdient er sein Honorar auch so. Manchmal träumt Oesch. Immerzu träumt er. Er träumt, was er nicht erlebt. Er träumt sich als Menschen, der auch einmal nein sagen darf. Als mutigen Menschen. Es gab einen mutigen Menschen in seinem Leben. Den hat er verloren. Er selbst ist kein mutiger Mensch. Auch kein feiger Mensch. Aber gefangen in sich selbst. Der andere...

Oesch hat die Augen geschlossen. Da gab es also einen anderen. Es gibt also einen anderen. Er hat vergessen, wer dieser andere war. Oder ist? Es war ein Fremder. Und dieser Fremde, das ist er selbst. Verrückter, denkt er, der sich in nüchternem Zustand seiner selbst so sicher ist, kann man wohl kaum sein. Dieser andere, wer ist er? Unmöglich, es zu wissen oder zu sagen. Ein Mensch wie eine Türe, ein Tor. Eine Möglichkeit, sich aus sich selbst heraus zu bewegen.

Ein anderer. Das ist die Unmöglichkeit. Sich einen anderen überhaupt vorzustellen. Etwas, das ausserhalb von dir selbst sich bewegt, sich regt, lebt. Gibt's den überhaupt? Na klar, sagen wir, und glauben es doch nie ganz, sind uns dessen doch nie ganz sicher. Ein Rest Zweifel bleibt, wie bei allem. Wenn es mein Bewusstsein nicht geben würde, dann entstünde ein kleines Loch im Universum, denkt Oesch, und dieses winzige Loch kann sich jederzeit zu einer universellen Katastrophe ausweiten. Was bleibt von der Welt, wenn ich sie nicht mehr beobachte? Diese Unmöglichkeit, den eigenen Tod, die eigene Nichtexistenz zu begreifen... Vor seinem inneren Auge erscheint das Bild des Vulkans: Eyjafjallajökull – ein Name für die Unverständlichkeit und Unberechenbarkeit der eigenen Existenz.

12

Oesch liegt in der Praxis von Dr. Alessandro Schmid auf einer Ledercouch und träumt oder fantasiert oder beides. Er sieht einen immer noch jugendlich wirkenden Asiaten, der auf zwei kurzen, aber stämmigen Beinen durch seine, Oeschs, Wohnung tigert und dabei heftig mit den Armen rudert. Sein Gesicht, dessen fein geschnittene Züge nicht nur durch Empfindsamkeit, sondern auch durch eine gehörige Portion Eigensinn geprägt sind, drückt im Moment vor allem eine gewisse Unruhe, Verunsicherung und Besorgtheit aus. Es ist heiss – drinnen in der Wohnung und draussen vor der Wohnung auf der Strasse erst recht. Oesch weiss, dass der asiatische Mann – nennen wir ihn Aluk, denkt Oesch – den Sommer nicht liebt, obwohl er in einem heissen Land aufgewachsen ist. Die Sonne macht ihm Kopfschmerzen, und das grelle Licht schmerzt ihn in den Augen. Als Kind musste er auf den Reisfeldern arbeiten, da war er dauernd in der Sonne. Auf dem Kopf hat er einen grossen, spitzen Hut – die Art von Hut, wie sie Oesch fasziniert in den illustrierten Büchern seiner Grosseltern gesehen hat. Alle Körperstellen durch Stoff abgedeckt. Als Kind macht dem Jungen aus Java die Sonne, die Hitze noch nichts aus. Aber heute? Auch wenn er dauernd erkältet ist, hustet und ihm die Nase läuft: Er liebt den Schatten, die Kühle, Aluk liebt den Schnee. Wer hätte das gedacht? Er hat sich so etwas wie Schnee als Kind nicht einmal vorstellen können. Dass es so etwas überhaupt gibt! Aluk spricht inzwischen ziemlich gut deutsch, auch wenn er sich über gewisse Eigenheiten der Sprache noch immer nicht genug wundern kann. Zum Beispiel das mit der laufenden Nase – dass die Füsse respektive die Beine laufen, leuchtet ihm ja noch ein, aber die Nase? Wenn die Füsse still stehen – läuft die Nase dann weiter, womöglich alleine, ohne den Rest des Körpers, fragt er Oesch – im Traum, in der Fantasie – und lacht. Und warum die

Handschuhe Handschuhe und nicht Handsocken heissen, kann er auch nicht begreifen. Er jedenfalls nennt die Zehen Finger und die Handschuhe «socks for the hands».

Nun, heute sind Handsocken allerdings so ziemlich das überflüssigste, was man sich vorstellen kann. Und die Tatsache, dass es heiss und äusserst grell ist draussen, ist momentan das kleinste seiner Probleme. Er hat seinen Mentor verloren, er ist plötzlich ganz allein an diesem Ort, der sich Zehntausende von Kilometern entfernt von da, wo er herkommt. Nicht ganz allein zwar, er hat Freunde hier, immerhin noch Freunde aus dem Heimat – Indonesien, Jawa, Jawa Timur, Banjuwangi, Genteng, Setail –, aber trotzdem. Wie soll er hier zurechtkommen, ohne Oesch? Oesch hat sich bis jetzt um alles gekümmert. Doch jetzt ist Oesch plötzlich verschwunden. Und er weiss nicht, warum. Dieser Oesch, der ihn so zu lieben schien. Dieser Oesch, der behauptet hat, dass er ihn nie im Stich lassen werde. Dieser Oesch, der gesagt hat: Ich möchte nicht mehr ohne dich leben? Dieser Oesch, der jetzt, wo Aluk Vater und Mutter verloren hat, sein nächster Verwandter ist, sozusagen.

Das ist schlimm. Es ist schlimm, dass er jetzt allein in dieser Wohnung sitzt. Es ist aber viel schlimmer, dass er nicht weiss, warum dieser Oesch verschwunden ist. Sie hatten keinen Streit. Sie haben nie Streit – sozusagen nie. Sie haben es gut zusammen. Zumindest schien es Aluk bisher so. Vielleicht ist da schwarze Magie im Spiel, einem undurchschaubaren Spiel, und nur Allah allein weiss, was vor sich geht.

Aluk hat schlecht geträumt letzte Nacht. Der Traum ging so: Aluk träumte, dass er fliegen kann. Er fliegt, und das ist schön. Aber irgendwann realisiert er, dass er nicht mehr landen kann. Immer ist da ein Auftrieb, ein Wind von unten, der verhindert, dass er den sicheren Boden erreichen kann. Das nervt ihn zuerst ein bisschen, dann ängstigt es ihn ein bisschen und schliesslich versetzt es ihn in Panik.

Aber dann erreicht er den Boden doch. Das heisst, er erreicht den Grund seines Schlafs. Er ist erwacht, aber mit einem unguuten Gefühl. Dass Oesch sich nicht in der Wohnung befindet, ist eigentlich noch nicht beunruhigend, vielleicht hat Oesch einen Job oder einen Auftrag, er muss manchmal weg früh am Morgen, doch normalerweise weiht er seinen Freund in seine Pläne ein, schickt ein SMS mit einer entsprechenden Nachricht oder ruft an.

Aber jetzt ist es bereits 18 Uhr und Aluk hat noch immer nichts von Oesch gehört. Auch auf seinem Handy ist Oesch nicht erreichbar. Das Handy ist abgestellt. Aluk ist verärgert, ja wütend, aber auch sehr beunruhigt.

Aluk beschliesst, die Angelegenheit mit einem seiner beiden besten Freunde hier in der Schweiz oder, noch besser, mit seinen beiden besten Freunden zu besprechen. Unterwegs zum Bus kauft er in der nahe gelegenen «Spar»- Filiale ein Flasche Absolute-Vodka.

Sein Freund Anto, der mit einem reichen ehemaligen Tankstellenbesitzer verheiratet ist, liebt es, Frauenkleider und Langhaarperücken zu tragen. Er ist sehr schlank, ja beinahe drahtig, und wird immer von einer Menge Verehrer umschwärmt – beinahe wie ein Star. Anto ist ein Star, auch wenn er nicht singen oder schauspielern kann. Er ist ein Star, weil er – oder vielmehr sie - wie ein Star auftritt, weil er – oder vielmehr sie – das Selbstbewusstsein eines Stars hat. Anto ist aber zugleich auch klug und welterfahren und – noch wichtiger – auf ihn ist Verlass. Im Gegensatz zu den anderen Indonesiern, die Aluk in der Schweiz kennt, hält Anto nichts von Tratsch und Gossip. Oder so gut wie nichts. Er hält sein Wort und ist auch nicht geizig – was Aluk auch nicht von allen seinen indonesischen Bekannten behaupten kann.

Bei Anto wird zunächst einmal gegessen: Rawon, Tempeh, Sambal téraşi, Gado-Gado und natürlich Reis. Im Schneidersitz hocken Sie am Boden und führen mit den Fingern anmutig Portionen des leckeren Essens zum Mund. Geplaudert wird zunächst über Belangloses; irgendwann während des Essens stösst auch noch Rijal, der andere Freund, dazu. «Rijal» stammt aus dem Arabischen, bedeutet «Fuss» und ist – wie fast alle Übernamen von indonesischen «Benjongs», also Schwulen – ein Frauenname.

Dann, nachdem Anto die Gläser hervorgeholt hat, kommen sie zur Sache: Was also könnte mit Oesch passiert sein? Hielt ihn eine dringende berufliche Angelegenheit auf? Hatte er einen Unfall, gesundheitliche Probleme, liegt er in einem Spital? Hat er sich mit Freunden getroffen, ist er in einer Kneipe versackt? Liegt er mit einem heimlichen Liebhaber, einem bezahlten Lustknaben im Bett eines Stundenhotels oder auf einer Pritsche im Lustbereich einer Schwulensauna? Oder hat er sich wie jener sprichwörtliche Mann, der sich mit den Worten «Ich gehe Zigaretten holen» von seiner Frau verabschiedet, einfach in Luft aufgelöst, ist in eine neue Identität geschlüpft zu einem Aufbruch ohne Wiederkehr? Oder hat ihn etwa ein böser Zauber getroffen? Die drei Freunde fassen ins Auge, einen Dakun zu beauftragen, der sich dieser Sache annehmen soll. Mehr fällt ihnen momentan nicht ein – ausser, auf Allah zu vertrauen.

Aluk fühlt sich durch dieses Zusammensein mit den Freunden, den Alkohol und das Bubuk genannte Pulver, das sie sich durch die Nase ziehen, schon bald vollkommen getröstet, wenigstens für den Moment. Aber was heisst da «wenigstens für den Moment»? Getröstet ist man immer nur für den Moment, diese Trostmomente sind gleichsam die Herbergen, in die man einkehrt auf dem Lebensweg, von dem man nie weiss, wohin er führt, denn nur Allah weiss es, und der behält es für sich.

Später findet Aluk sich in den Strassen der Stadt, der Trost ist verflogen und erneut der Verzweiflung gewichen, in die leere Wohnung zurück mag er auf jeden Fall nicht. Inzwischen ist es Nacht geworden. Aluk weiss nicht, wie viel Zeit vergangen ist, er hat jeden Zeitbegriff verloren. Die Blicke, denen er begegnet – es ist Sommer, es ist immer noch sehr warm, viele Leute sind unterwegs, auch spät in der Nacht noch, the city never sleeps – erscheinen Aluk im günstigsten Fall gleichgültig, manchmal aber auch ablehnend oder geradezu feindselig. Die Gesellschaft hier in der Stadt ist zwar multikulturell geworden, was aber nicht viel mehr heisst, als dass nun jeder jeden misstrauisch als Fremden betrachtet. Auf der Strasse, im Tram und in den Geschäften kann Aluk aber nie ganz vergessen, dass er der Ausländer ist, durch die Art, wie gewisse Einheimische ihn behandeln: von oben herab, schlicht unfreundlich und respektlos oder auf eine belehrende Art wohlwollend, nachsichtig; so, als ob er ein Behinderter wäre. Wobei, ist er das nicht irgendwie? Behindert, beschädigt, auf eine nicht zu durchschauende Weise nicht ganz vollständig oder nicht vollständig ganz. Gehört das nicht dazu, wenn man ein Mensch ist? Nur die Verblendung oder eine besondere Begabung zum Selbstbetrug vermag von dieser Tatsache abzulenken.

Am rechten Ufer des Zürichsees, in der Grünanlage des Arboretums, legt Aluk sich ins Gras und schaut in den sternenfunkelnden Himmel. Aluk überlegt, welcher Gedanke wohl der beängstigendere ist: Ewig zu leben oder ewig nicht zu leben. Beides erscheint ihm gleichermassen bedrohlich. Er kommt zum Schluss, dass es diese Alternative gar nicht gibt. Erstens liegt das alles in Allahs Hand – und Aluk ist sich sehr wohl bewusst, dass das metaphorisch gemeint ist, auch wenn das Wort «metaphorisch» in seinem Wortschatz keinen Platz hat – und zweitens gibt es die «Zeit» so gar nicht – nicht als Zukunft und nicht als Vergangenheit. Sondern nur als Gegenwart – einer Gegenwart, in die alles, was wir uns unter «Zeit» vorstellen, hineinstürzt, wie in ein schwarzes Loch. Wenn wir also glauben, zuerst ein

Baby zu sein, dann ein Kleinkind, dann ein pubertierender Teenager, dann, mit den Wunden der eben überwundenen oder überstandenen Kindheit ernüchtert in einem frühen Erwachsenenalter landend, um dann, allmählich und stets beschleunigt in den mittleren Jahren zu anzukommen, von denen es flugs weiter geht zum frühen Seniorenum, dann ist dieses scheinbare Nacheinander nichts als eine gewaltige Illusion. Es gibt immer nur das Jetzt, und nur heute ist heute heute. Vielleicht werden wir im Moment des Sterbens mit einem gewaltigen Aha-Erlebnis beglückt, aber dann wird es leider zu spät sein. Dann wird sich alles, alles im Nichts auflösen – einem Nichts, von dem wir in diesem Leben allenfalls ein bisschen eine gefühlsmässige Ahnung haben können, oder haben müssen, dessen wahre Tragweite wir aber niemals erfassen – bis eben die Vergangenheit und die Zukunft in das schwarze Loch der ewigen Gegenwart stürzen. Deshalb heisst es ja auch, dass Allah gross ist. Religion, in diesem Sinn, heisst Unterwerfung, heisst Demut. Aluk – oder Oesch, der Aluk fantasiert – glaubt nicht an ein Paradies mit Jungfrauen (was soll ein Schwuler schon mit einem Paradies voller Jungfrauen anfangen). Das weiss doch jeder, dass ein Paradies, das nur eine aufgepeppt Version des irdischen Daseins ist, nicht viel wert sein kann – zumal wenn man den Kelch dieses Daseins schon bis zur Neige ausgetrunken hat.

13

«Sie haben schwarzes Blut, Oesch», sagte Dr. Schmid und zwinkerte ihm zu. «Das heisst, nein. Sie schwanken vielmehr zwischen Schwermut und Panikattacken – ein Geisteszustand, der, wie ich zugeben muss, eine ziemlich üble Mischung darstellt.» Alessandro Schmid wackelte mit dem kahlen Kopf, dass sein Schnauz erzitterte, fast wie ein Inder, der heftig Zustimmung zu etwas signalisiert. «Aber Ihnen kann geholfen werden. Ich sage nur: Muscimol Forte®, das neue Wundermittel, dessen Wirkstoff entfernt verwandt ist mit dem Wirkstoff des Fliegenpilzes – deshalb der Name. Aber das nur nebenbei. Ich werde es Ihnen erklären.»

Oesch hustete trocken, nahm einen tiefen Atemzug und trank einen Schluck von dem Wasser, das Schmid in einer Karaffe während der Therapiestunden immer vorsorglich für ihn bereitstellte. «Dieses neu entwickelte Medikament», dozierte Schmid, «wirkt so auf das Hirn, dass es nicht nur die Wahrnehmung der Realität, sondern damit auch die Realität selbst verändert – denn ist es nicht das Hirn, das die Realität erschafft? Folglich bin ich nicht ich, also Alessandro Schmid, oder vielmehr schon, aber nur, weil es Ihre Hirnwindungen so verlangen. Sie können es sich vorstellen und ich will es Ihnen gar nicht verhehlen: Ein solches Medikament ist natürlich heftig unumstritten, weil es ziemlich viel Unordnung in unser festes Weltgefüge bringen kann, wie man es sich mit etwas Fantasie unschwer vorstellen kann. Ich will das jetzt gar nicht näher ausführen. Nur schon die Frage, ob dann ich das Produkt Ihres Gehirns bin oder Sie das Produkt des meinen, könnte zu stundenlangen, letztlich fruchtlosen Diskussionen führen. Ja, dieses Medikament! Es mag Leute geben, die es für ein Werkzeug des Teufels halten – für mich ist es ein revolutionäres Instrument, dass die Menschheit und damit die Welt auf einen intelligenteren, weniger destruktiven Weg bringen kann. Ich nenne es den relativistischen Weg, gerade weil jede Sicherheit schwindet, wenn man ihn beschreitet. So, wie am Tor von Dantes Hölle steht: Lasst alle Hoffnung fahren, so steht auf dem Beipackzettel von Muscinol Forte®: Lasst jede Gewissheit fahren! Gegen Panik wirkt das Medikament insofern, als es eben dadurch, dass es das Hirn als «Konstrukteur des Wirklichen» ins Spiel bringt, das Gefühl der Ohnmacht und des Ausgeliefertseins, das Panikattacken zugrunde liegt, aufzulösen vermag.»

Oesch regierte skeptisch auf den etwas wirren Sermon seines Psychiaters, war aber auch zu Experimenten geneigt – was hatte er schon zu verlieren? «Allerdings frage ich mich», wandte

er dennoch ein, «ob Ihr Wundermittel ebenfalls etwas gegen die letzte Ohnmacht des Geistes vor dem Körper, der mit Krankheit, körperlichem Schmerz und dem Tod verbunden ist, auszurichten vermag. – Aber geben Sie her!» Er nahm dem Doktor die Schachtel mit den Medikamenten aus der Hand, nahm eine der kleinen schwarzen Pillen aus der Verpackung und schluckte sie mit etwas Wasser hinunter.

Wenig später verlässt Oesch – noch immer von der Therapiestunde oder bereits von dem neuen Medikament ein bisschen benebelt – die Praxis Schmidts, die im vierten Stock eines Miethauses im Zürcher Seefeld liegt. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, die damit zu tun hat, dass Oesch unter anderem auch an Klaustrophobie leidet und es mithin in geschlossenen Räumen nur schwer aushält, nimmt er zum ersten Mal den Lift, er weiss nicht, warum, und er registriert diese Tatsache nur ganz am Rand seines Bewusstseins. Als sich die Fahrstuhltür hinter ihm mit einem diskreten Geräusch geschlossen hat, staunt er allerdings nicht schlecht: Der Raum, in der er geraten ist, entpuppt sich als ein rundherum und auch an der Decke und am Boden verspiegeltes Zimmer, ja fast schon als ein Saal (allerdings ist die Grösse eines verspiegelten Raumes schwer einzuschätzen), der vollständig leer ist. Wie der Raum beleuchtet wird – das Licht ist hell, aber nicht blendend – ist Oesch unklar, da er weder eine Lampe noch eine andere Lichtquelle ausmachen kann. Vielleicht ist das Glas ja nur an der Innenseite verspiegelt und von der anderen Seite durchsichtig – wie in gewissen Kriminalfilmen, in denen der zweite Kommissar den Verhörraum von aussen beobachtet – und wird so indirekt beleuchtet. Oesch hält sich allerdings nicht lange mit solchen Spekulationen auf – zu schockierend ist der Eindruck, den er in diesem Raum erhält und den wohl nicht mancher lange aushält, ohne verrückt zu werden. Vor allem die Konfrontation mit dem eigenen Spiegelbild, das sich in alle Richtungen bis in die Unendlichkeit fortpflanzt, ist schwer auszuhalten. Auch stellt sich bei Oesch trotz der unendlichen Weite, die diese Raumkonstruktion durch die Verspiegelung vorgaukelt und trotz des Medikaments, das ja angeblich gegen Panikattacken helfen soll, sofort ein klaustrophobisches Gefühl des Eingeschlossenseins ein – so, als würde sich eine extreme Klaustrophobie mit einer ungewöhnlich starken Agoraphobie paaren. Oesch ist sich nicht sicher, ob sich der Raum – wie es sich für einen Fahrstuhl eigentlich gehören würde – bewegt. Und wenn, dann in welche Richtung: nach oben, nach unten, in irgendeine seitliche Richtung? Tatsache ist jedenfalls, und sie mag seinen verwirrten Geist nicht zu beruhigen, dass sich Oeschs Spiegelbilder allmählich zu verändern beginnt: Der Körper verliert überflüssige Pfunde und streckt sich, gewinnt zunehmend an jugendlicher Spannkraft und Anmut, die Haare verlieren ihr schmutziges Weiss, werden dichter, länger und blonder, die Lippen voller und entspannter, das Gesicht jugendlicher und weicher... Als sich der Raum nach einer schwer abschätzbaren Zeitspanne irgendwie öffnet und ihn aus dem verspiegelten Gefängnis entlässt, ist Oesch, dem jedes Zeitgefühl abhandengekommen ist, ein kaum dem Jugendalter entwachsener Mann, den er selbst auf zwanzig, höchstens 23 schätzen würde. Er befindet sich in einer Art Fluggastbrücke, die normalerweise das Passagierabfertigungsgebäude mit dem Flugzeug verbindet, und landet schlusslich in den unterirdischen, kellerähnlichen Gewölben eines alten Hauses. Er nimmt den Geruch von Moder und gekochtem Kohl wahr.

14.

Dr. Alessandro Schmid liegt in seiner neu gekauften Eigentumswohnung im Kreis vier mit Blick auf das Gewirr der Bahngeleise auf der Couch und liest in einem Buch mit dem Titel «Fallgeschichten. 50 Jahre forensische Psychiatrie». Gerade ist er beim Kapitel «Der Büromord im Hilfswerk» angelangt – einem Fall, der anfangs der Neunzigerjahre einiges Aufsehen in der Öffentlichkeit erregt hatte, und zwar deshalb, weil in diese Mordgeschichte drei ältere Damen – langjährige Bürokolleginnen – verwickelt waren. Ältere Damen sind als Mörderinnen in der Kriminalgeschichte, entgegen einem landläufigen Klischee, äusserst

selten. Das macht die Geschichte spannend. Gern lässt er sich jetzt aber von Rijal, seinem neuen Liebhaber, den er am diesjährigen CSD kennengelernt hat, stören. Rijal legt sich auf ihn und krault ihm das Doppelkinn.

Rijal ist Indonesier. Und wie alle Indonesier hat er einen starken Sinn fürs Praktische und einen Willen, dem Leben eine gewisse materielle Zukunft abzugewinnen.

15

«Diabolica? Was soll das sein.»

«Na, was wohl? Diabolica, Plural von Diabolicum. Eine Gruppe von Drogen. Es gibt Anabolica, es gibt Alkoholica, es gibt Narkotica. Und dann gibt es eben noch Diabolica.»

«Und wie wirken die?»

«Was weiss ich? Ich verkaufe sie ja bloss. Ich nehme sie nicht. Ein professioneller Dorgendealer sollte kein Konsument sein. Muss mich da aufs Hörensagen verlassen.»

«Und warum soll ich sie dann kaufen? Ich muss mir doch eine Vorstellung davon machen können, was mich erwartet.»

«Weil das eine geile Sache ist, Mann! Du wirst schon sehen! Kann man denn die Wirkung einer Droge überhaupt beschreiben? Wie ein Apfel schmeckt, weisst du auch erst, wenn du ihn probiert hast.»

«Schlechter Vergleich. Ein Apfel ist schliesslich keine Droge.»

«Na ja, wie sollen Diabolica wohl schon wirken? Der Name sagt es doch schon: diabolisch eben.»

«Und was heisst das?»

«Das heisst: sie machen dich mitleidlos. Sie machen dich skrupellos. Sie machen dich absolut egoistisch. Dein Handeln wird frei von Bedenken irgendwelcher Art. Du wirst befreit von Schuldgefühlen, von Scham und Angst. Moral und Ethik können dir den Buckel runterrutschen. Du wirst total unempfindlich gegen Kritik und Ablehnung. Überhaupt gibt es keine Form der psychischen Verletzbarkeit mehr für dich. Du wirst unempfindlich wie ein Stein. So steht es jedenfalls im Beipackzettel.»

«Und wozu soll das gut sein?»

«Überleg doch mal! Das bringt dir doch ungeheure Vorteile gegenüber deinen Mitmenschen – oder ich sollte in diesem Zusammenhang wohl besser von Mitkonkurrenten sprechen. Egal, auf welchem Gebiet: Die Strasse zu Erfolg und Macht steht dir weit offen. Egal, ob du es in der Politik, in der Wirtschaft oder im Showbiz zu etwas bringen willst: Der Hauptgewinn ist dir so gut wie sicher! Menschen, die scheitern, scheitern immer an sich selbst. Das kann dir nicht passieren. Und vor allem: Du leidest nicht mehr.»

«Und was ist der Haken dabei?»

«Es gibt keinen. Deine Unempfindlichkeit macht dich in einem gewissen Sinn unverwundbar. Natürlich nicht absolut; sterblich bleibst du auch so. Vielleicht bist du dann auch das, was man im klassisch menschlichen Sinn einsam nennt. Und gerade glücklich bist du wahrscheinlich auch nicht. Aber das ist irrelevant, Das ist dir alles schnurzpiepegal. Genau darin liegt dein Konkurrenzvorteil.»

«Der funktioniert aber nicht mehr, wenn plötzlich sehr viele Menschen von diesem Zeug nehmen.»

«Warum denn nicht? Stell dir eine Gesellschaft vor, in der es nur noch ultraegoistische Soziopathen gibt – ist das nicht eine fast paradiesische Vorstellung? Denn niemand leidet ja mehr daran. Heute ist es doch nicht viel anders. Unsere Gesellschaft ist von empfindungslosem Egoismus geprägt, die Egoisten haben Erfolg und den Erfolgreichen gehört die Welt. Nur, dass diese Gesellschaft eine Gesellschaft ist, in der es Täter und Opfer gibt. In einer Welt von Menschen, die voll auf Diabolica sind, gibt es nur noch Täter. Das ist doch viel egalitärer und – wenn das dann auch keine Rolle mehr spielt – viel gerechter.»

Was macht einen Menschen zum Künstler? Zunächst einmal ist er ein Spiegel. Er spiegelt die Welt und hält dadurch seinen Mitmenschen einen Spiegel vor. Natürlich ist dieser Spiegel nicht objektiv, kann es gar nicht sein, denn das «Material», aus dem er gemacht ist, ist ein individuelles Bewusstsein. Der Künstler ist also ein Mensch, der eine besondere Sichtweise auf die ihn umgebende Welt hat. Ein Künstler kämpft darum, die Welt so zu sehen, wie sie ist. Deshalb ist der Künstler ein Wahrheitssucher, also ein Philosoph. Nur dass er nicht glaubt, dass man der Wahrheit mit theoretischen Konstrukten, klugen Sprüchen und schönen Worten näher kommen kann. Sein Vorgehen ist ein anderes. Er versucht sich an der Wahrheit mit einem Werk. Er reibt sich an der Wahrheit, indem er ein Werk schafft. Das dritte Merkmal eines Künstlers besteht also darin, dass er ein Schöpfer ist. Das Material für seine Schöpfungen bezieht er aus einem uns allen zugänglichen Reservoir, das man das Reich der Kreativität und der Träume nennen könnte. Er verbindet sich mit jenem Bereich in uns, der mit Jung als das kollektive Unterbewusste oder mit Freud als das Es zu benennen wäre. Insofern kann man Beuys beipflichten, der sagt, dass jeder Mensch ein Künstler sei – oder sein könnte. Falls er es denn möchte. Das ist bei den wenigsten der Fall. Warum? Es ist die wohl unbequemste Art, sein Leben zu verbringen.

Es beginnt schon mit dem Aufstehen, dem schweren Kopf am Morgen; ein junger, gut zwanzigjähriger Oesch ist ungehalten darüber, aus dem Traum, der ein angenehmer, womöglich erotischer war, durch das Piepsen seines Weckers aufgeschreckt worden zu sein. Er fühlt sich betrogen und ist frustriert wie ein Kind, das vor dem Fernseher gebannt die Abenteuer rund um die Schatzinsel miterlebt – und immer dann, wenn es am spannendsten wird, grinst die Ansagerin mit ihrem blöden Zahnpastalächeln dazwischen und vertröstet auf das nächste Mal, das ungefähr in einer Ewigkeit ist. Theo sitzt am Küchentisch, schlürft Tee, blättert in der gestrigen Zeitung, liest zufällig einen Satz, sieht ein Bild: unwirklich fällt ihm am Morgen die so genannte Wirklichkeit da draussen an. Er wohnt in einer WG in einem alten Jugendstilhaus mit acht Mitbewohnern in Bern. Er ist froh, jetzt mit niemandem reden zu müssen.

Jedoch hat er sich bereits mit dem neuen Tag abgefunden. Es ist viertel vor acht, er muss gehen. Draussen scheint die Sonne und er nähme jetzt den Weg zum Fluss, spazierte der Aare lang, am Tierpark vorbei und weiter, er möchte jetzt Vögel sehen und Bäume und Walderde unter seinen Füßen spüren, bis Münsingen würde er wandern – und unterwegs, im Restaurant, das sich bei der Fahrstation befindet, tränke er ohne Hast einen Kaffee. Unterwegs liesse er sich viel Zeit. In Münsingen bekäme er Hunger, es wäre Mittagszeit, Zeit für eine Bernerplatte in einem Landgasthof mit Dörrbohnen und Speck und Rippli und Kartoffeln und einem Halben Roten. Die Leute, die ihm unterwegs zur Arbeit begegnen, hasten und hetzen und haben alle, wie er selbst ja auch, ein sicheres, wenn auch wenig verlockendes Ziel. Jetzt hat er es geschafft, ist den Autos und Trams am Hirschengraben entkommen und taucht ein in den Untergrund des Bahnhofs. Hier ist das Gewimmel perfekt. Sein Blick trifft den Blick eines schönen jungen Inders und begegnet dem ersten scheuen Lächeln des Tages; aber Theo muss weiter, weiter, die Pflicht ruft, der Chef ruft, die Möwen kreisen krächzend über dem Fluss und der letzte Nebel löst sich auf. Kein Mensch begegnet ihm: er hat den Fluss und die Bäume für sich allein. Keine Flugzeuge stören am Himmel, heute ist Flugzeugverbot. Wer heute fliegen will, muss schon seine eigenen Flügel gebrauchen. Oesch fühlt eine ruhige, entspannte Freude in sich. Er fährt mit dem Lift hoch ins Büro. «Guten Morgen!» klagt es ihm mehrstimmig entgegen. Der Telex-Apparat rattert und ein paar Schreibmaschinen klappern schon mit. Oesch setzt sich an eine noch unbesetzte Schreibmaschine und spannt die erste Faktur des Tages ein. Schreibt einen Namen, eine Adresse, das Datum, sein Zeichen. Herr Rudolf Meier möchte selbstbewusster werden, vermutet Oesch, das Buch zu diesem Thema

ist ein Taschenbuch und kostet sechzehn Franken achtzig, plus fünf Franken Versandkostenanteil, mit bestem Dank und freundlichen Grüßen. Wie manchmal hat er wohl schon bestens gedankt und freundlich begrüsst? Fräulein Hofer, die Abteilungsleiterin des Bücherbestellpostens, schimpft zum ersten Mal heute. Wir befinden uns in der ersten Hälfte der Achtzigerjahre, und unverheiratete Frauen wollen manchmal noch mit Fräulein angesprochen werden. Geruch von Kaffee. Oesch hat schon zehn Rechnungen hinter sich, da denkt er, zum ersten Mal heute, an ihn. Er hat Oesch noch immer keinen Brief geschrieben, hat nicht angerufen, antwortet nicht auf die Klopfzeichen seiner – Oeschs – Verliebtheit. Oesch kann das nicht verstehen, noch immer glaubt er, dass seine Gefühle magisch seien und Anziehungskraft hätten, obwohl ihm das Leben zur Genüge das Gegenteil bewiesen hat. Er kann und will nicht glauben, dass ihre Begegnung im Tierkreiszeichen der Eintagsfliege – sprich: One-Night-Stand – geboren sein soll. Wütend hackt Oesch mit zwei Fingern, seinen zwei schnellen Zeigefingern, in die Tasten. Das Telefon läutet. Ja!, brüllt er hinein. Aber sicher! säuselt er in den Hörer, lächeln und freundlich sein, das gilt. Nach dem opulenten Essen in der «Krone», dem «Ochsen» oder «Bären» in Münsingen, nach einem abschliessenden Espresso mit Cognac, sitzt er im blauen «Muri»-Bähnchen und lässt sich in die Stadt zurückfahren, genauer bis zur Kirchenfeldbrücke, denn da endet die Linie ja. Er steigt aber nicht um in eines der grünen Trams Nummer drei oder fünf, freiwillig bringt ihn niemand in ein Tram mit den Nummer drei oder fünf. Seit er einmal geträumt hat, dass Edi, der Tramführer, der Tramtraumfahrer, der immer die Linie drei oder fünf macht, einfach, weil er durchdrehte, seine Trambahn mit Theo Oesch als einzigem Passagier auf der abfallenden Strasse zwischen Thunplatz und Helvetiaplatz sinnlos beschleunigte und mit irrem Grinsen entgleisen und von der Brücke in die Aare kentern liess, fürchtet er sich abergläubisch davor, ein Tram der Linie drei oder fünf zu benutzen.

Er geht also zu Fuss. Es ist inzwischen geradezu warm geworden, Oesch zieht seinen Pullover aus. Jetzt sieht er sogar einen Schmetterling, seinen ersten in diesem Jahr, der sich durch die lauen Lüfte tragen lässt. Er will auf die Plattform vor dem gotischen Münster hoch über dem Fluss, von der sich manchmal Leute in selbstmörderischer Absicht in die Tiefe stürzen. Auf einer Bank zieht er auch sein Hemd und Unterhemd aus. Die Sonne liebkost seine Haut, leckt sie gleichsam ab. Er ist dreiundzwanzig, findet sich schön und möchte sich zeigen. Er träumt in die Wipfel der alten Eichen, schaut den Hunden zu, die sich brünstig beschnuppern und bespringen. Da setzt sich ein Junge zu ihm, die Haare umrahmen zerzaust sein verträumt-verwegenes Gesicht, und seine Jeans haben Risse und Löcher. Oesch lächelt ihn an, einfach so, er kann das, und der Junge lächelt zurück, er kann das auch. Im Hintergrund spielt einer auf einem Bongo allein vor sich hin. Der Junge klaubt Tabak aus seinem Hemd, Zigarettenpapiere und ein Stück goldfarbenedes Haschisch. Andächtig dreht er einen Joint, ein Prachtstück von einer Tüte. Ihre Blicke spielen miteinander das Haschmich-Spiel. Dann setzt der Junge die Tüte in Brand, trinkt tief den Rauch und lässt ihn in einer gewaltigen Kaskade aus seiner Lunge quellen. Erzähl mir eine Geschichte! fordert er Oesch auf, dann darfst du auch mit ziehen.

«Es war einmal ein wunderschönes Mädchen», fängt Oesch einfach mal an, ein wunderschönes Mädchen mit flammendroten Haaren, das wurde im Jahre 2055 in ein niederbayrisches Dorf namens Kleinhartpenning hineingeboren und Esmeralda genannt. Die alte Zivilisation ist am 21. Dezember 2012 tatsächlich und wie von einigen Esoterikspinnern aus dem Maya-Kalender herausinterpretiert untergegangen, und wir befinden uns, was das technische und wirtschaftliche Niveau angeht, wieder ungefähr im Mittelalter. Ruinen und rätselhafte Wrackteile, die in der Landschaft herumliegen, geben der Zeit allerdings ihr eigenes Gepräge. Esmeraldas Eltern sind Bauern wie alle im Dorf, rechtschaffene, genügsame Leuten, die sich in ihr kärgliches, wenig aufregendes Dasein freudig schicken. Das

rothaarige Mädchen beginnt sich, als es sechzehn oder siebzehn geworden ist, auf dem elterlichen Hof zu langweilen. Sie möchte in die weite Welt: sie hat davon gehört, dass es hinter den Bergen ein Land gibt, wo immer die Sonne scheint, und dass die Leute da braun und schön und anders sind. Es ist eine alte Geschichte, die aber immer wieder gern erzählt wird. An einem Morgen, auf dem Weg ins Feld, geht sie einfach weiter, der fernen Silhouette der Berge entgegen. Man gibt ihr zu essen auf den Höfen unterwegs und lässt sie im Stall oder Heuschober schlafen, denn ihr Anblick erfreut alle und tut wohl, und so mancher Knecht, so mancher rotbackige Bauernjunge möchte sich einen Platz neben ihr auf dem Stroh erobern. Aber davon will Esmeralda nichts wissen, und wenn ihr einer zu nahe kommt, wird sie rabiat und hinterlässt rote Köpfe und blutende Herzen.

Jetzt sind die Berge zum Greifen nah. Esmeralda steigt über die Baumgrenze hinaus in einen Himmel hinein, der von einem klaren tiefen Blau ist, wie sie es noch nie in ihrem Leben gesehen hat. Doch während sie sich der Passhöhe nähert, zieht ein Schneesturm auf; ihr flatterndes rotes Haar ist für lange Zeit das einzige Farbzeichen in einer weissen Unendlichkeit. Esmeralda schreit gegen das würgende Tosen an, das die Luft erfüllt: und der Wille, der sich in diesem Schrei entlädt, hat Zauberkraft, das weiss-schwarze Ungeheuer muss weichen, der blaukalte Himmel zeigt sich zwischen den huschenden Wolken erneut. Esmeralda hat nun freie Fahrt: hebt die Röcke und fliegt über den silberglänzenden Hang und Felsenklippen und Gletscherspalten bis dorthin, wo der grosse Schnee zu Ende geht. Jetzt geht es gemächlicher voran, sie verweilt auf den südlicher gewordenen Höfen, hilft den Bauern für ein paar Tage oder Wochen beim Bestellen der Felder und im Haus, sitzt am Abend mit den Frauen, den Männern zusammen, trinkt Wein mit ihnen und erzählt, indem sie Hände und Füsse zu Hilfe nimmt, von Kleinhartpenning und dem Land, aus dem sie gekommen ist, und von dem Land, das sie sucht, erzählt von ihrer grossen Reise über die hohen Berge.

Schliesslich landet Esmeralda in Venedig, einer Stadt, die sich ironischerweise als eine der einzigen von der alten in die neue Zeit hinüberretten konnte. Ironischerweise deshalb, weil man Venedig seit jeher schon fast als Synonym von Tod, Verfall und Untergang betrachtet und immer wieder prophezeit hatte, die «Perle an der Adria» werde samt und sonders im Meer ersaufen. In Venedig ist, der Zufall wills, eben gerade Karneval, und der Karneval von Venedig ist noch immer oder schon wieder berühmt, so entgeht auch eine Stadt ihrem Schicksal nicht. Esmeralda will sich entweder als Räuberhauptmann oder gar nicht verkleiden. Ein Räuberhauptmann wäre sie schon immer gern gewesen. Und es wird ein prächtiger Räuberhauptmann aus ihr mit dem roten Haar unter dem verwegenen schwarzen Hut; sie wird ein Traumbild von einem Mann mit ihrem kräftigen knabenhaften Körper, den sie ganz in weiches Hirschleder gekleidet hat. Als sie sich im Spiegel so sieht, ist sie zuerst heftig verwirrt; sie verliebt sich geradezu in den Räuberhauptmann, den sie spielt und der sie ist, und es wird der einzige Mann sein, in den sie sich je verlieben wird.

So kommt es, dass sie auch dann noch nicht von ihrer Verkleidung lassen mag, als der Karneval längst vorbei ist. Das hat Folgen: Sie wird nämlich von den Stadtwächtern, wie die Polizisten dereinst in Venedig heissen werden, verhaftet und in den Turm geworfen, denn gerade für Stadtwächter ist es besonders schwer, verkleidete von echten Räubern zu unterscheiden.

Im Turm erobert sich Esmeralda die Herzen der dort versammelten Schurken und Tunichtgute, die nicht verstehen können, wie ihnen geschieht, im Sturm. Ihr nächster Vertrauter wird jedoch Emilio, der einzige unter den Gefangenen, der seltsamerweise – denn er ist sonst für die Reize des männlichen Geschlechts ganz und gar nicht unempfänglich –

nicht in den schönen Räuberhauptmann heimlich verliebt ist. Für die beiden löst sich aber das Rätsel bald: Sie flüstern sich in den Nächten, wenn die andern Schurken schlafen, all ihre Geheimnisse ins Ohr. Leider können wir keine Einzelheiten vernehmen; was wir von dem Gespräch hören, ist nicht mehr als das leise Rascheln einer Maus im Stroh vor dem Hintergrund eines vielstimmigen gewaltigen Schnarchens, das wechselnd steigt und fällt. Deshalb wissen wir auch nicht, wie sie es angestellt haben: Aber eines Tages ist der Turm von Venedig radikal menschenleer. Nur Ratten, Flöhe, Wanzen und Spinnen hausen noch in dem alten Gebäude. Die Wächter, die Menschenbewacher sind gleich mit geflohen. Damals wird es nicht mehr so raffinierte Überwachungssysteme in den Gefängnissen geben wie heute.

Esmeralda und Emilio reiten nun auf Pferden durch das ehemalige Jugoslawien und werden das Herz einer wahren und wirklichen Räuberbande. Viele Männer und Frauen schliessen sich ihnen unterwegs an, denn ihre Wildheit und Abenteuerlust wirken ansteckend. Natürlich gehören sie zum Typus der edlen Räuber und beklauben nur die Reichen, während sie das, was sie selber nicht brauchen können, an jene verteilen, die ihren Weg säumen und ihnen zujubeln, denn ihr Ruf eilt ihnen voraus. Es ist nicht wie im wirklichen Leben, aber das muss es auch nicht sein: Die Zukunft – eine Zeitform, die nie zur Gegenwart werden wird – gehört den Träumen der Träumer.

In einem kleinen Dorf im ehemaligen Ostanatolien wird Emilio krank: liebeskrank. Der Auslöser seiner Krankheit ist ein junger Zigeuner, der den brennenden Wunsch hat, ebenfalls zur Räuberbande zu gehören. Natürlich ist Emilio sofort dafür, dass der Jüngling mit ihnen zieht, aber die andern Räuberinnen und Räuber haben Bedenken, weil er von eher schwächlicher Gestalt ist und ein bisschen ein Träumer und Fantast zu sein scheint, das Räuberleben aber mitunter hart und gefährlich zu sein pflegt. Sie verlangen deshalb, dass dem Jungen eine Mut- und Bewährungsprobe aufzuerlegen sei. Der Zufall und der Wille des Geschichtenerzählers wollen es, dass sich in der Nähe des Dorfes eine Höhle befindet und in dieser Höhle ein Schatz, der vom ruhelosen Geist seines habgierigen, geizigen früheren Besitzers bewacht wird. Der Jüngling ist zu allem bereit, selbst zum Kampf mit Geistern, wenn er nur in die Bande aufgenommen wird, denn der Erlebnishunger, der ihn in dem ehemals ostanatolischen Kaff ähnlich plagt wie dereinst Esmeralda im ehemals niederbayrischen Kleinhartpenning, macht ihn mutig bis zur Heldenhaftigkeit.

In dieser Geistesverfassung nähert sich der Junge der betreffenden Höhle, dicht gefolgt von Emilio, der von Baum zu Baum huscht und ja gar nicht daran denkt, den Gegenstand seiner kühnsten Träume, noch bevor er ihn in die Arme geschlossen hat, an einen andern zu verlieren – und erst noch an den unseligen Geist eines ehemaligen krassen Materialisten, der nur das Gold, den schnöden Mammon liebte und der die liebreizende Gestalt, das alle Wonnen des Paradieses versprechende Gesicht eines Jünglings, dem kaum der erste Flaum die Wangen zierte, gar nicht zu schätzen weiss.

Dazu muss dieser Geist auch noch ein Feigling sein: Er erscheint nämlich nicht selbst, um seinen Schatz zu verteidigen, sondern hat ein Rudel Wölfe vorgeschickt, dessen Aufmerksamkeit Emilio jetzt, indem er das Schwert zieht und schreit wie am Spiess, vom Jungen ab- und auf sich selber lenkt.

Nur soviel vom Kampf: Er tobt stundenlang. Das geisterhafte Schreien der verendenden Tiere wird weitherum gehört. Schliesslich sind alle Wölfe tot bis auf einen. Gegen diesen gewaltigen Brocken kommt auch Emilio nicht an. Da wagt er in höchster Bedrängnis das letzte: Er schleudert sein Schwert.

Daneben.

Der Königswolf steht bloss da, grinst höhnisch mit den gelben Augen des ruhelosen Habgierigen, flutscht triumphierend die Zähne. Emilio seinerseits schliesst pathetisch die Augen und denkt: Was gibt es Schöneres, als für die Liebe zu sterben? Aber sowohl Emilio als auch der Königswolf haben die Rechnung ohne den schwächlichen Zigeunerjüngling (dessen Eltern sesshaft geworden sind, wogegen sich sein Blut nun empört) ganz vergessen. Er trägt zwar bloss das Küchenmesser, das er dem elterlichen Haushalt entwendet hat, als Waffe bei sich, aber genau dieses Küchenmesser fährt jetzt dem Tier, das zum entscheidenden Sprung sich spannt, zwischen die Rippen.

Nachdem der Todesschrei des Königswolfs verklungen ist, scheint die Zeit für einen Moment oder auch eine Ewigkeit, denn was ist die Zeit, still zu stehen, ist alles erstarrt. Da klafft plötzlich ein Riss in jenem Gespinnst, das man die Wirklichkeit nennt, eine ätherische oder metaphorische Hand – eine ziemlich grosse Pranke, denn es ist immerhin die Hand eines Grösseren als des Menschen – schiebt sich durch diesen Riss und streichelt sanft die reglos in sich verkrampfte Natur. Aus den Kadavern der Wölfe entflattern Adler mit mächtigen Schwingen. Zwei zärtliche (wenngleich in ihrer gigantischen Grösse auch unförmige) Finger schieben die Körper Emilios und des Jungen zueinander, dann zieht sich die Hand zurück, und vielleicht ist der Riss in der Wirklichkeit nie gewesen. Als Emilio und der Junge zu sich kommen, liegen sie sich dennoch – sich kosend, sich küssend – in den Armen.

Am nächsten Abend wird ein orgiastisches Fest gefeiert, ein Fest mit Musik, mit Gesang, mit viel Wein, auch das Spanferkel am Spieß über dem offenen Feuer fehlt nicht, und...»

Der Junge neben Oesch auf der Bank hat längst einen zweiten Joint gebaut und sie haben diesen Joint längst fertig geraucht, während Theo Oesch erzählt und erzählt, aber jetzt unterbricht ihn plötzlich und unerwartet ein Lachen, der arme Junge wird derart von einem Lachanfall geschüttelt, dass ihm die Tränen die Wangen herunterkollern, es ist ein Lachen, das kitzelt, unter den Armen, am Bauch, hinter den Ohren, zwischen den Beinen, an den Füßen, sodass auch Oesch lachen muss, bis das Lachen stärker ist als sein Ich und es mit ihm macht, was es will, es ihn lacht, aus-lacht oder vielmehr durch-lacht, dass es ihn nur so schüttelt und er sich die Schenkel klopfen und er nach Atem ringen muss.

Aber die Geschichte ist ja gar noch nicht fertig! sagt Oesch. Er wollte noch erzählen: dass sich auch Esmeralda verliebt hat, in ein dunkelbraunes Mädchen in Afghanistan, dass Esmeralda eine Woche lang vermisst und gesucht wurde und dass sie in dieser Zeit eine gemeinsame Sprache mit dem Mädchen erlernte, eine, die niemand sonst verstand; und wie sie dann weiter zogen nach dem ehemaligen Indien und nach dem ehemaligen Nepal und sich schliesslich am ehemaligen Pokhara-See niederliessen, zwischen Bananenbäumen und andern tropischen Pflanzen und unter der eindrucksvollen Höhe des Berges, der früher einmal Anapurna hiess, sodass die Menschen, Tiere und Häuser zwergenhaft klein erschienen wie in einer Märchenwelt, und wie sie da zusammenlebten wie im Paradies, in Frieden und Freiheit und Schönheit und wirklich freier Liebe, wie sie, heilige Pilze essend, mit den alten Göttern und Geistern auf Du und Du waren usw. ... , aber sie lachen bloss, können nicht mehr aufhören vor lachen, schauen sich an, werden plötzlich still. Der Junge nimmt Oesch an der Hand und zieht ihn mit sich...

Kommen Sie bitte in mein Büro!, sagt die Stimme des Chefs erbost in Oeschs Rücken. Mit spitzen Fingern hält er ihm ein paar Tippfehler, die unzweifelhaft von Oesch stammen – er hat die Rechnungen ja mit seinem Zeichen versehen –, unter die Nase. Oesch hat unter eine

Rechnung geschrieben: Mit bestem Gestank und freundlichen Füßen. Was soll das?!, brüllt der Chef ihn an. Verzeihung, das muss ein Versehen sein! Der Junge in Oesch's Ohr lacht immer unbändiger. Am Fluss, da, wo er ihn hingeführt hat, baut er noch einmal einen Joint. Oesch weiss inzwischen nicht mehr so genau, was Traum, was Wirklichkeit ist. Es beginnt bereits dämmerig zu werden, schon erscheint die schmale Sichel des Mondes am zunehmend violetten Himmel.

Endlich hat Oesch Mittagspause. Er kauft sich im Burger-King einen doppelten Cheese-Burger, den er viel zu schnell verspeist, worauf er sich nicht ganz wohl fühlt. Er trinkt im Trans-Express im Bahnhof ein Bier, um das unangenehme Gefühl wegzuspülen. Er raucht eine Zigarette, er steht an einem Tischchen und schaut, zwei Besoffene erzählen sich eine Geschichte, die jetzt und hier aber nicht auch noch wiedergegeben werden will. Plötzlich wird Oesch geil, versinkend in die plötzliche Erinnerung an den Traum von letzter Nacht.

Es riecht nach Fluss, es riecht nach feuchtem Gras, es riecht nach Walderde, sie küssen sich und ich schmecke deinen Mund. Dein Mund schmeckt gut, deine Haut ist unter meinen Händen und meine Haut ist in deiner Haut, so klein werde ich oder so gross wird deine Hand, dass ich in ihr Platz habe. Unsere Körper finden sich und verlieren sich im Geruch des Flusses, des feuchten Grases, der Walderde.

Oesch trinkt sein Bier aus und geht auf die Toilette und holt sich, stehend, sich krümmend, einen runter. Dann muss er wieder ins Geschäft. Auch am Nachmittag schreibt er Rechnungen, Buchlaufkärtchen, Remittenden, der Umsatz ist gut. Auch heute wirst du, denkt er, mir wieder nicht schreiben oder telefonieren.

Du riechst nach Walderde und feuchtem Gras, du riechst so gut, ich bin ein Baum und wurzle in deinem Grund, aber ich bin auch ein Grund und du bist der Baum: du riechst so gut! Nachdem ich gekommen bin und auch du gekommen bist und wir noch eine Weile auf dem feuchten Gras, der Walderde liegen geblieben sind, stehst du auf, ziehst dich an, schenkst mir ein Lächeln, einen letzten Kuss, ich aber bleibe liegen, um mir einen Schnupfen oder besser eine Lungenentzündung zu holen.

Oesch steht auf und zieht sich an. Am Glockenturm nimmt er das Tram Nummer drei oder fünf, jetzt kann er das. Am Bahnhof steigt er aus, um im Expressbuffet noch stehend ein Bier zu trinken, bevor er in seine Kammer heimkehrt. Da trifft er sein anderes Ich, das soeben von der Arbeit kommt, müde und zerschlagen. Es weiss mir nichts weiter zu erzählen. Es ist jeden Tag dasselbe, sagt es.

Oesch liest in der Zeitung einen Bericht über den Mord einer Angestellten durch ihre langjährige Kollegin. Der Hintergrund dieses Verbrechens wird nicht beschrieben, bleibt rätselhaft wie alles. Die Zeitung weiss wie immer nichts.

Und er begegnet Figuren aus der Vergangenheit, zum Beispiel Hölderlin oder Nietzsche.

18

Das Haus, in dem er sich befand, war das Haus, in dem die Schatten der Vergangenheit wohnen. Das Haus hatte sehr viele Zimmer, die sich aber alle auf einer Ebene befanden und von denen jeweils eine oder mehrere Türen in weitere Zimmer führten. In einem Zimmer befand sich beispielsweise eine riesige, in den Boden eingelassene Badewanne, gefüllt mit einer moussierenden, goldfarbenen Flüssigkeit, an deren Rand ein nackter Mann mit wilder Langhaarfrisur, Vollbart und runder Nickelbrille kauerte und Geldstücke in die Badewanne

hineinschiss. Der Mann sah haargenau wie der John Lennon aus, den Oesch von unzähligen Abbildungen kennt, war aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht der ehemalige Beatle, sondern eine Ausgeburt seiner ausschweifenden Fantasie. In anderen Zimmern begegnet Oesch anderen prominenten und auch nicht prominenten Persönlichkeiten aus der Vergangenheit, zum Beispiel seinem Lehrer aus der dritten Klasse, Helmut Häfelfinger, der mit rotem Haar und Bart mit leuchtenden Augen vor einem Dirigentenpult steht und begeistert das hebräische Volkslied «Hava Nagila» zum besten gibt, was, wie sich Oesch erinnert, übersetzt so viel wie «Lasst uns glücklich sein» heisst. Oesch erinnert sich auch, dass Häfelfinger während der grossen Sommerferien in den Sechzigerjahren einmal für ein paar Wochen in einem Kibbuz gelebt und gearbeitet und den Schülern begeistert von dieser Erfahrung erzählt hat. Anfangs lassen sich die Türen von einem Zimmer zum andern ganz leicht öffnen, aber je weiter Oesch vordringt, desto weniger stabil erscheinen die Türen, sie kommen ihm beinahe plastisch vor, lederartig, nachgiebig. Die letzte Tür, die ihn zurück in die Gegenwart des 10. Dezember 2011 in Zürich-Affoltern führt, kann er schliesslich nicht mehr aufstossen, sondern muss sie, wie ein Finger einen geblähten Kaugummi, mit seinem Körper wie mit einem Geschoss gewaltsam durchdringen. Es kommt ihm so vor, als würde er aus einem langen, wirren, aber äusserst intensiven Traum erwachen. Es gibt nun einen völligen Wechsel der Perspektiven: Die Zeit läuft am 11. Dezember weiter, alle sind wieder da – Leute, Busse und auch sein Kamerad Aluk –, aber das erscheint ihm nun völlig unwirklich, ja unnatürlich und verkehrt. Er kennt sich in dieser «normalen» Welt überhaupt nicht mehr aus, fühlt sich fremd und unverstanden.

Manchmal, in einem unbedachten Moment, denkt Oesch, wird man sich selbst zum Anderen, zum Fremden. Das Ich sieht sich gleichsam im Spiegel und erkennt sich nicht. Je älter Oesch wird, desto weniger gelingt es ihm, sich heimisch zu fühlen in der Identität, die er als seine Person definiert. Oesch empfindet sich als Reisenden oder vielmehr als unstetes Bewusstsein, das unterwegs ist, aber nicht auf ein bestimmtes Ziel zu, sondern gewissermassen frei schweifend. Wobei diese Freiheit keine ist – das Bewusstsein ist in den Körper geknechtet, und der Körper ist in die Vergänglichkeit geknechtet, und Vergänglichkeit führt auf direktem Weg zur Auflösung, zur Negierung, ins Nichts. Die einzige Freiheit, die Oesch darin sehen kann, ist die Freiheit des Buddhisten, der sich in alles schickt, der das Nichts akzeptiert, der es gar freudig als Nirwana begrüsst. Diese Freiheit ist die wunderbare Freiheit, den innersten Kern alles Seienden als Illusion zu begreifen und das Leben als einzigartige Inszenierung der Leidenschaften und des Leidens. Die Welt ist eine Falle, denkt Oesch, die uns mit Irrlichtern der Schönheit lockt. Was wir suchen, sind Betäubung und Visionen. Was wir besitzen – oder vielmehr: was uns besitzt –, ist der Käfig der Gefangenschaft. Uns lockt nicht, was wir ersehnen; wir lieben nicht, was uns die metaphorische Last des Lebens von den Schultern nimmt. Wir wollen genauso wenig sterben, denkt Oesch, wie wir einst geboren werden wollten. Die Fähigkeit, getröstet zu werden, ist uns mit dem Kinderglauben abhanden gekommen. «Ich beneide alle Leute darum, nicht ich zu sein», sagt Fernando Pessoa im «Buch der Unruhe». Dieses Neidgefühl kann Oesch nur allzu gut nachempfinden.

19

Wie ist Gott – wenn es ihn denn überhaupt gibt? Den zweiten Teil der Frage kann Oesch leider nicht beantworten, weil sie gar nicht beantwortbar ist. Aber das soll uns hier auch egal sein, verkündet Oesch seinem imaginären Publikum. Spekulieren wir einfach mal munter drauflos.

Viele Menschen denken an Gott als einen Vater, als eine Art Pater familias, als den Chef des Universums, der die Regeln vorgibt und deren Einhaltung er belohnt oder sanktioniert – die Guten kommen ins Töpfchen und die Schlechten ins Kröpfchen. Diese Gottesvorstellung ist zwar bequem – sie enthebt von eigenem Denken –, aber leider auch grauenhaft unplausibel, ja

geradezu naiv. Trotzdem ist sie ein Longseller und gerade momentan wieder sehr im Trend. Gotteskriege werden dafür geführt, Menschen enthauptet. Und es ist nicht anzunehmen, dass sie in Zukunft an Attraktivität verliert: Je moderner die Zeiten, desto heiliger die Kriege, möchte man sagen. Je verwickelter die Zeitenläufe, je komplexer die Welt, desto grösser die Sehnsucht nach einem einfachen Weltbild, nach Schwarz und Weiss, Freund und Feind. Andere sehen Gott als eine Art Gebälerin, die die Schöpfung aus sich herausgestossen hat, als Schöpferin, die die Welt zwar verursacht hat, sich nun aber nicht mehr um ihr Geschöpf kümmert – wie die Mutter, die aus welchen Gründen auch immer ihr Kind in die Babyklappe von Einsiedeln legt. Das Verursachende und das Verursachte sind absolut voneinander geschieden. Und die Schöpfung, unsere Welt, wuchert nun so vor sich hin, ohne Plan, ohne Ziel, nach dem Prinzip des Zufalls – woraus sich die chaotische Weltlage einigermaßen erklären liesse. Die Menschheit, sich selbst überlassen, führungslos, wurstelt sich durch, unaufhaltsam dem Abgrund entgegen.

Diese Gottesvorstellung ist einigermaßen deprimierend, weshalb ich mir erlaube, sie an dieser Stelle zu verwerfen. Einen ganz anderen Ansatz wählen die Pantheisten. Für sie sind Schöpfung und Schöpfer eins, Gebärende und Geborenes. Gott sucht sich in seiner Schöpfung selbst, Gott ringt in seiner Schöpfung um das Bewusstsein seiner selbst. Er mordet mit, er leidet mit, er fühlt und denkt mit uns. In dieser Vorstellung sind wir alle ein Teil von Gott oder vielmehr eine Spiegelung, eine Projektion von Gott, das Göttliche im Kleinen, noch Unfertigen. Im Einzelnen ist wie ein Keim das Ganze enthalten, oder, noch eigenartiger, die Einzigartigkeit ist eine Illusion und wir alle sind das Ganze. So denken die Mystiker. Dieses Gottesbild ist doch wesentlich tröstlicher als die vorangehenden: Wir sind die Tropfen, die letztlich den Ozean bilden.

Die Vorstellung, dass das Einzelne und das Ganze im Grunde dasselbe sind, ist mir sympathisch, auch wenn sie selbstverständlich nicht alle Fragen beantwortet. Ethische Fragen bleiben offen, das mystische Weltbild erlaubt es uns, ja zwingt uns geradezu dazu, alles zu billigen, also auch heilige Kriege, Morde, Köpfeabschlagen, Ausbeutung, Vergiftung und Zerstörung des Planeten. Schliesslich ist auch das Teil des sich gebärenden Gottes – jede Abscheulichkeit, jede Perversion und Absurdität ist in ihm. So wird mancher Mystiker zum amoralischen Nihilisten und Anarchisten, der glaubt, er könne tun, was er will.

Manche stellen sich Gott als konkrete Person vor, andere als reine Idee. Gott als Person, als alter Mann mit wallendem Rauschbart – die Kindervorstellung. Gott als Idee, als reines Abstraktum – die Philosophenvariante. Dazwischen jene, die sagen, sie glaubten zwar nicht an Gott, aber schon irgendwie an eine höhere Macht. Jene, die von sich behaupten, sie seien zwar nicht religiös, aber sehr wohl spirituell. Aber was soll denn das heissen: Spirituell im Sinn von geistlichen Gedanken oder im Sinn von geistigen Getränken? Da ist etwas, sagen sie – dahinter, darin, darüber oder was?

Hilft uns auch nicht weiter.

Dann jene, die glauben, Gott sei in einem Buch. Gott als Schriftsteller, als Märchen- und Geschichtenerzähler. Erst hat er die Bibel diktiert (mehreren Sekretären), dann den Koran (einem einzigen Sekretär), dann das kommunistische Manifest, dann das Manifest der unsichtbaren Hand des freien Marktes.

Man kann sich natürlich auch damit behelfen, dass man nicht an einen Gott glaubt, sondern an mehrere. Das ist eine vor allem für das Göttliche selbst tröstliche Variante: Mitglieder von Götterfamilien, von der altgriechischen über die hinduistische bis zur buddhistischen im Tibet, sind doch weit weniger einsam als alleinherrschende Vätergötter und von daher vielleicht ein bisschen weniger grantig und böse als diese.

Grandios, wenn auch nicht unbedingt einleuchtend, ist die Vorstellung des Buddhismus von Gott als Nichts. Gott ist nicht tot, wie Nietzsche verkündigte, es hat ihn gar nie gegeben ausserhalb unseres illusionären Bewusstseins. Alles ist Schein, alles ist Trug, alles ist Illusion – wir müssen es nur erkennen und gehen ins Nirwana ein.

Gott ein Traum, den wir träumen – oder ist es umgekehrt und wir sind der Traum, den Gott träumt? Der womöglich wieder nur eine Figur im Traum eines anderen, noch mächtigeren Gottes ist – mächtig und auch wieder nicht, denn was spielt es für eine Rolle, wie mächtig wir sind – angesichts der hintergründigen Tatsache, dass alles im Innersten Nichts ist?

Vielleicht ist der wahre Gott die Zeit: Jeder erfährt sie, niemand kann sie verstehen. Und vielleicht gibt es sie gar nicht.